



1802

Märchen. Selim und Zoraïde / Krauskopf und Goldlöckchen / Paridamia

Caroline Auguste Fischer

Description

This work is part of the Sophie Digital Library, an open-access, full-text-searchable source of literature written by German-speaking women from medieval times through the early 20th century. The collection covers a broad spectrum of genres and is designed to showcase literary works that have been neglected for too long. These works are made available both in facsimiles of their original format, wherever possible, as well as in a PDF transcription that promotes ease of reading and is amenable to keyword searching.

Follow this and additional works at: <http://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction>

 Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Fischer, Caroline Auguste, "Märchen. Selim und Zoraïde / Krauskopf und Goldlöckchen / Paridamia" (1802). *Prose Fiction*. 47.
<http://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction/47>

This Article is brought to you for free and open access by the Sophie at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Prose Fiction by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu.

Caroline Auguste Fischer

Märchen

Selim und Zoraïde
Krauskopf und Goldlöckchen
Paridamia

Caroline Auguste Fischer: Märchen. Selim und Zoraïde / Krauskopf und Goldlöckchen / Paridamia

Selim und Zoraïde:

Erstdruck: (anonym) in: Journal der Romane, Berlin (Johann Friedrich Unger), 10. Stück, 1802.

Krauskopf und Goldlöckchen:

Erstdruck: (anonym) in: Journal der Romane, Berlin (Johann Friedrich Unger), 10. Stück, 1802.

Paridamia oder die Krebsseeren:

Erstdruck: (anonym) in: Journal der Romane, Berlin (Johann Friedrich Unger), 10. Stück, 1802.

Textgrundlage ist die Ausgabe:

Journal der Romane, 10. Stück, Berlin: Ungers Journalhandlung, 1802.

Dieses Buch folgt in Rechtschreibung und Zeichensetzung obiger Textgrundlage.

Die Paginierung obiger Ausgabe wird hier als Marginalie zeilengenau mitgeführt.

Inhalt

Selim und Zoraïde	4
Krauskopf und Goldlöckchen	21
Paridamia oder die Krebscheeren	35

Selim und Zoraïde

Der König Krantimor war ein so rechtschaffner Mann; daß er sich gradezu auf seinen Thron setzen mußte, um jemand zu überzeugen, er sey daran gewöhnt.

Mit unerschütterlicher Standhaftigkeit beharrte er darauf, zu seinen Verordnungen nichts als den Nahmen herzugeben, und sich dem zufolge alle Morgen einige Bücher weißes Papier reichen zu lassen, worauf er dann seine Minister das Übrige hinzusetzen lies.

Eben so eifrig trieb er seine Generale an, so viel Schlachten als möglich zu gewinnen, um dann als Vater des Volkes, das Tedeum mit der gehörigen Würde absingen, und die gewöhnlichen Glückwünsche deswegen annehmen zu können. 5

Von der Wichtigkeit seines Lebens überzeugt, stärkte er sich täglich durch eine wohlgeordnete Jagd. Küche und Keller wurden Abends zuvor auf das solideste besorgt, und es verstand sich von selbst: daß man, bey dieser wichtigen Staatsangelegenheit, auf einige verwüstete Saatfelder weiter keine Rücksicht nehmen konnte.

Die Königin war vor einigen dreyßig Jahren sehr schön, das heißt *alles* gewesen was man vernünftiger Weise von einer Königin verlangen kann. » *Nicht viel verlangt!*« – wird man sagen – Aber die arme Königin mag das Gegentheil beweisen.

Welch ein Hals! Welch ein Mund! Welch ein himmlisches Auge!« – riefen die grausamen Hofleute alle Abende. »Barmherziger Gott! Welche Flecken! Welche Runzeln! Welche schreckliche Vertiefungen! wiederholte der noch grausamere Spiegel alle Morgen. 6

Was sollte man thun? – da die Hofleute auf diese Weise andeuteten; wie wenig sie geneigt waren von ihren Forderungen abzugehen; so nöthigten sie die arme Königin das Äußerste zu versuchen.

Man verschrieb Schönheitswasser, Faltenzieher, deutsche und spanische Schminken; die Toilette ward bei verschloßnen Thüren besorgt, und die Kammerfrauen hatten kaum Zeit, täglich einen Roman durchzulesen.

Aber wann käme ein Unglück allein? –

Prinzessin Zoraïde fing jetzt in ihrem zwölften Jahre an zu beweisen: wie sie in ihrem siebzehnten alle Schminken und Schönheitswasser der ganzen Welt zu Schanden machen würde. Hies das nun aber nicht ihrer Mutter gradezu nach dem Leben trachten? – Auch nahm es die Königin ganz von dieser Seite, und da es sogar nach den Grundsätzen der neuesten 7

Philosophie erlaubt ist: sein Leben zu vertheidigen; glaubte sie sich ebenfalls dazu verbunden.

Die Prinzessin ward krank, bekam Anfälle von Wahnsinn und konnte schlechterdings dem öffentlichen Urtheile nicht mehr Preis gegeben werden.

»Ob sich das alles so verhielt?« – Wer hätte danach fragen dürfen! – – Genug die Königin versicherte es, und der König so eben mit den Anstalten einer Wildenschweinsjagd beschäftigt, konnte unmöglich, wider seine
8 Gewohnheit den Ungläubigen machen.

Ein benachbarter Park ward auf das schleunigste mit hohen Palisaden eingefast, ein kleines Haus darin aufgebaut, und die Prinzessin unter sicherer Bedeckung dahin abgeführt.

Einige Stumme besorgten die Aufwartung, zwey Cavallerieregimenter umgaben die äußern Bezirke des Parks und die schlaflosen Nächte der Königin schienen sich etwas zu mindern.

Nichts desto weniger verstand es sich von selbst: daß ihre Gesundheit, unter diesen häuslichen Sorgen, merklich gelitten hatte und daß der König, wenn grade böses Jagdwetter einfiel oder kein Tedeum zu singen war, manchmal nach seiner Tochter fragte.

Die Nachrichten lauteten dann immer so niederschlagend, daß man
9 nur durch festliche Zerstreungen einigermaßen aufgeheitert werden konnte; und so ward der Pf...sche Hof bald einer der glänzendsten die es jemahls gegeben haben mag.

Jetzt hatte Zoraïde ihr fünfzehntes Jahr erreicht und die Palisaden wurden mit einer Mauer umgeben, als Prinz Selim mitten unter einem großen Feuerwerke in der Residenz anlangte.

Der König empfing ihn mit einem traulichen Handschlage, und die Königin suchte schnell Eins ihrer siegreichsten Lächeln hervor. Der trauliche Handschlag galt dem Erben eines großen Königreichs, und das Lächeln einer wirklichen apollonischen Gestalt.

Zwar wollten die Hofleute gegen das letzte einige Zweifel erheben, da sie aber von den Damen hörten: welch eine klägliche Bewandniß es mit dem Verstande des Prinzen habe, glaubten sie sich wegen der der
10 Schönheit zur Majorität schlagen zu können.

In der That waren die Hofdamen zu diesem Urtheil vollkommen berechtigt. Keiner Einzigen hatte der Prinz Gelegenheit gegeben, die Reinigkeit und Unwandelbarkeit ihrer Grundsätze zu bewähren. – Was um Gotteswillen sollte man aber von der Tugend dieser guten Kinder denken;

wenn sich niemand die Mühe gab sie auf die Probe zu stellen. Rache ward daher einmüthig beschlossen, und der Prinz schien verloren zu seyn.

Aber unglücklicher Weise bemerkte er nichts von allen diesen Anstalten. Der Kavallerieoffizier, welcher den Park bewachte, war sein Freund, und hatte ihm einige Vermuthungen über den sogenannten Wahnsinn des lieblichen Mädchens verrathen. Da er selbst der Sache nicht weiter nachspüren durfte; so glaubte er in dem Prinzen seinen Mann gefunden zu haben und es zeigte sich bald, daß er richtig combinirt hatte.

11

Selim dachte wachend und träumend nichts als das unglückliche Mädchen, alle Zerstreungen wurden ihm zum Eckel und die ganze Urbanität des Pf...schen Hofes ging an ihm verlohren.

Zwar hatte grade davon Fee Melinette, seine Beschützerinn, die letzte Politur für ihren Liebling erwartet; aber unter uns gesagt, die gute Frau hätte ihn gar wohl zu Hause lassen können. Er war, dank ihrer Sorgfalt, für einen Prinzen, überflüßig gut erzogen, und hatte mehr Verstand als für ein halb Dutzend Königreiche nöthig gewesen wäre. Rechnet man noch einen Ring dazu, durch welchen er sich unsichtbar machen konnte, wann es ihm beliebte; so so wüßte ich doch nicht: was ihm, zu einem vollkommenen Prinzen damaliger Zeit, gefehlt haben sollte. –

12

Aber ohne diesen Ring wie unglücklich würde er bey allen Vollkommenheiten gewesen seyn! – Nur dieser machte es ihm möglich Wachen, Mauern, und Palisaden zu durchdringen, das theure Mädchen zwischen ihren Blumen wandeln zu sehen, und das süße Gift der Liebe in vollen Zügen einzuathmen.

Abends zuvor hatte Selim das Geheimniß erfahren; Morgens schon, ehe die Sonne aufging, irrte er unsichtbar in den Gebüschten des Parkes umher, und entdeckte, nach langem Schmachten, plötzlich das niedrige Häuschen von hohen Linden beschattet.

Da lag das holdseelige Mädchen, im höchsten Schmucke der Jugend. So schön und so rein, als hätte sie noch keine Stunde auf der verderbten Erde geathmet. Er fühlte es: dieser einzige Blick hatte über sein Leben entschieden, – *Sie*, oder den *Tod!* –

13

Aber ach! Was mußte er thun, damit sie ihn liebte? – Sichtbar, oder unsichtbar, durfte er es hoffen? – Der schöne Busen hob sich so ruhig. – In diesen Engelzügen war keine Spur irgend einer Leidenschaft zu entdecken. – Der ganze Frieden des Himmels schien sie zu umschweben. – Wozu hätte sie seiner Liebe bedurft? –

14 In diese Gedanken vertieft, stand er unsichtbar an ihrem Lager; als ein wunderschöner Vogel bey Zoraïdens Haupte sich niederlies. Kurz darauf folgte ihm ein Anderer, diesem ein dritter, bis in wenig Minuten das theure Mädchen von einem Vögelchore umgeben war. Unter süßem Gezwitscher, zwickten sie bald hie, bald dort, an ihrem Gewand, flatterten hin und her durch die ofnen Fenster, und schienen das Ende ihres Schlummers kaum erwarten zu können.

Jetzt! jetzt! zuckte der schöne Arm, der Rosenmund bewegte sich zum Lächeln, noch eine Secunde – und das Himmelauge war geöffnet. Dem Prinzen entfuhr ein Laut des freudigen Erstaunens, und Zoraïde sprang schnell von ihrem Lager.

Sie eilte in das Gebüsch, von den Vögeln begleitet, und schien während sie ihnen das Futter streute, nach allen Seiten zu forschen: woher der Laut wohl gekommen seyn mögte? – Mehr als ein Mahl war der Prinz im Begriff, ihr sichtbar zu werden, und ihre Knie zu umfassen. Doch Furcht, und Mistrauen in sich selbst hielten ihn bey jeder ihrer Bewegungen zurück.

15 Aber jetzt da Zoraïde den Stummen Befehl gab das Bad zu bereiten; drohten die gegen einander kämpfenden Empfindungen seine Brust zu zersprengen. Sollte er bleiben? – sollte er folgen? Noch war er zu keinem festen Entschlusse gekommen, als Zoraïde aus seinen Augen verschwunden war. Erschrocken starrte er ihr nach und – nur ein wirklich liebendes Herz wird ihn begreifen – versank in wonnevolle Träumereyen, ohne seine Stelle verlassen zu können.

Ein Geräusch weckte ihn daraus. Es war Fee Melinette, seine Beschützerin. Sie hatte in seiner Seele den Wunsch gelesen: sie zu sehen und sie um ihre mächtige Hülfe zu bitten.

16 »Liebst du wirklich, Selim, – sagte sie mit ihrem gewöhnlich liebevollen Tone – so bedarfst du ihrer nicht. Thue was dir die Liebe gebietet und du wirst gefallen.«

»Aber meine gütige Mutter! – antwortete er – Ich mögte so vieles thun; woher nehme ich aber die Macht dazu? –

»Sey ruhig! Wenn du aus *wahrer* Liebe es zu thun wünschest; so wird es dir gelingen. Du weißt ich halte was ich verspreche. – Leb wohl, und vergiß nicht die *Bedingung!*« –

»Die Bedingung! rief Selim – O Gott! jetzt bin ich allmächtig! – Der gute Selim! Es wird sich ja zeigen! –

So bald sie kommt – rief er – soll eine Wolke sich niederlassen, damit ihr Fuß die Erde nicht berühre! Ein Chor Genien soll sie umschweben, und die köstlichsten Wohlgerüche sollen zu ihr aufsteigen! Dann werde ich ...

Sie kam und nichts von dem Allen geschah.

17

»Was ist das? Ey, ey! Selim! steht es so um deine Liebe? –

Doch nein! Seht! dort war ein Rosenstrauch, von Zoraïden gepflanzt. Noch gestern blühten zwey der schönsten Rosen darauf; aber heute – –
»Ach heute – sagte Zoraïde – sind sie alle verwelkt!« –

Schmerz, ist Schmerz! mag er durch zwey verwelkte Rosen; oder durch eben so viele verlorrne Königreiche hervorgebracht werden. In Zoraïdens Nähe gab es keine größern Leiden. Selim empfand diese so lebhaft wie sie selbst, und der Rosenstrauch entfaltete plötzlich eine Menge blühender Knospen.

»Nun? – dachte Selim – liebte ich vorhin nicht eben so sehr wie jetzt? – Wo blieb aber die Wolke? –

»Da wo sie immer bleiben wird; – flüsterte Melinette – wenn deine Eitelkeit sie begehrt« –

18

»Eitelkeit! – dachte Selim – Eitelkeit bey meiner unendlichen Liebe!

»Erinnere dich der Wolke! – erwiederte Melinette –

Aber der Prinz sah nach Zoraïden und nach dem blühenden Strauche. – Er hatte geschaffen! – Er liebte! – Giebt es noch etwas beseeligenderes für den Menschen? kann man da auf Ermahnungen hören? –

Zwar könnte man glauben, das Schaffen habe dem Prinzen nicht viel Anstrengung gekostet; allein er befand sich wirklich dabey in einem ganz besondern Zustande.

Wünschte Zoraïde etwas, dann flammte sein Auge, sein Herz klopfte schneller, ein verdoppeltes Leben schien seinen ganzen Körper zu durchströmen, dunkle verworrene Bilder umschwebten dann seine Seele. Angstvoll suchte er sie zu erhaschen. Vergebens! sie waren dahin! – Aber nun wieder! – Noch einmal! Abermals! – Jetzt hielt er sie. Schon konnte er vergleichen, trennen, zu einem Ganzen verbinden. Jetzt! jetzt! O des wonnevollen Augenblicks! Der Gedanke war gebohren, noch eine Secunde – und er stand lebendig vor seinen Augen.

19

»Nun das war aber kein Wunder!« – Den Dichtern, und Philosophen, Einem jeden unter uns geht es ja alle Tage so!« –

»Richtig! lieben Freunde! Aber ist es denn meine Schuld; wenn das Wunderbare so natürlich, und das Natürliche so wunderbar ist? – Am

Ende mußte Fee Melinette mit ihrem Zauberstabe das Beste dabey thun, und wer weiß: ob nicht irgend ein großer Zauberer es eben so mit uns macht. –

20 Dem sey nun wie ihm wolle, genug diese natürlichen Wunder hatten Zoraïden in einen Zustand versetzt, der ihrer schönen Ruhe sehr gefährlich zu werden drohte. Keine ihrer Lieblingsbeschäftigungen befriedigte sie mehr, ihre Vögel, und ihre Blumen wurden vergessen, und nun schien sie wirklich von einem süßen Wahnsinn ergriffen.

»O Himmel! Geisterodem der jetzt an ihrer Wange vorüber streifte und ihren Mund – ach so wunderbar – berührte! – Und des Nachts! – Nein! jetzt täuschte sie sich nicht mehr! – gewiß es waren Seufzer, die sie so oft aus dem Schlafe erweckten! –

Seufzer? – kann ein Geist auch seufzen?« – Nun verlor sie sich in schmerzhaft süße Träumereyn, und alles Sichtbare verschwand vor ihren Augen.

21 Aber desto mehr Bilder traten aus ihrem Innern hervor. Ein Geist? – Ach einen Geist kann man nicht denken! – Wenigstens einen äußerst feinen, ätherischen Körper muß man ihm geben. – Aber Welch eine Form soll dieser Körper haben? – »Welch Eine? – rief Zoraïde – nachdem sie mit geschloßnen Augen manches Bild hervorgerufen und verworfen hatte. »Welch Eine? – rief sie abermals, und der Prinz stand wie von Raphael gezeichnet und von Titian gemahlt, zum Sprechen ähnlich, in Lebensgröße vor ihr.

Ein lauter Ruf des Schreckens wolte ihr entfahren; aber plötzlich schloß sie wieder den lieblichen Mund und sank voll Entzücken die Augen unverwandt auf das Bild geheftet bey einer Rasenbank nieder.

22 Armer Selim! auch jetzt durftest du ihr nicht sichtbar werden! – In der That Melinette war zu hart! – Alles was du aus wahrer Liebe zu thun wünschtest, solte dir gelingen. Wie oft hattest du gewünscht Zoraïdens Knie umfassen zu dürfen! – Nie ward es dir vergönnt! – Freilich hattest du es um deinetwillen gewünscht; aber solte das mit der Liebe schlechterdings unvereinbar seyn? – Armer Selim! dein Murren hilft nichts! – Die Feen sind keine Mädchen. –

Wie sehr bewieß dies Zoraïde! – Sie dachte nicht daran, ob das was für sie geschah, aus wahrer Liebe geschehe. –

Unbekannt mit der Welt und mit ihrem eignen Herzen, wie hätte die Reinheit irgend einer Empfindung ihr zweifelhaft werden können. Ach wenn man so liebenswürdig ist, dann wird es nicht schwer an Liebe zu

glauben! – Das Mistrauen scheint sich nur mit dem Alter und mit der Häslichkeit zu verbinden und vermag leider nicht sie zu verschönern. –

Aber wie ging es dem Bilde? Es stand im Hintergrunde einer großen Jasminlaube. Anfangs hatte Zoraïde es nur von ferne angeblickt; aber ein unwiderstehliches Etwas zog sie immer näher zur Laube. Jetzt trat sie hinein. – Sonderbar! – Sie sah, sie wußte ja daß es ein Bild war, und doch konnte sie dem Verlangen nicht widerstehen, ihre Hand auf die schöne männliche Brust, an die volle blühende Wange zu legen. Dann trat sie wieder zurück, um die ganze herrliche Gestalt mit einem Blicke zu umfassen. Welch ein flammendes Auge! Welch ein lieblich majestätischer Mund! – Zoraïde ist es möglich? treibt die Natur so schnell? – Seht! seht! ihr unentweihter Mund ruht auf dem Munde des Bides.

23

Und Selim? – Ach Selim wollte verzweifeln. Ging dann wieder von der Verzweiflung zum Entzücken, vom Entzücken zur Verzweiflung über. Grausame Melinette! wirst du einmal aufhören ihn zu quälen? – Warlich du verlangst, was die menschliche Natur nicht zu leisten vermag! – Ist es denn möglich sich ganz zu vergessen? –

24

Aber Melinette war unerbittlich. Zwar fingen Selims Empfindungen an sich zu vermischen: daß ihr eigentliches Wesen sogar dem Feenauge zweifelhaft würde. Demohngeachtet bestand Melinette darauf: der Prinz könne nur durch Zoraïdens ausdrückliches Verlangen in ihrer Nähe sichtbar werden. Vergebens berief sich dieser auf ähnliche Wünsche Zoraïdens. – Es blieb darum alles wie es war.

Hätte das liebliche Mädchen auch nur eine Ahnung hiervon gehabt; wie bald würde Selim erlöset worden seyn. Aber der Wunsch den schönen, herrlichen Mann liebeathmend in ihre Arme zu schließen, konnte nur allmählig in dem reinen Herzen sich bilden. Auch machten sie, die unschuldigen an dem Gemälde verschwendeten Liebkosungen schon unbeschreiblich glücklich.

25

Aber ach! die Sonne kam näher, die Nächte wurden lauer, Zoraïde hatte das sechszehnte Jahr erreicht, und ihr Schlummer ward oft unterbrochen. – Ihr dünkte, es solle sie etwas umfassen, mit Kraft, mit Heftigkeit umfassen. – Sie müsse es dann fest, fest an ihr Herz drücken, als gäbe sie sich auf ewig dahin, als solle nur der Tod sie scheiden. – Ja so mußte sie es in ihre Arme schließen. Aber ach Gott! was sollte sie umfassen? – Das Bild? – es ließ sich nicht denken. – Nun irrte sie mit tränenvollem Auge in den Gebüsch umher. Ihr Glück war dahin, und das Bild stand verlassen.

26 Aber wenn sie nun auf dem einsamen Lager schlummerte, dann trat es wieder lebendig vor ihr hin. Kein Bild mehr! – Nein! nein! voll Liebe, voll Sehnsucht wie sie, mit hoher Kraft und himmlischer Anmuth. Jetzt wolte sie in seine Arme sinken und – erwachte.

»Wo bist du? – rief sie – wirst du dich ewig mir entziehen? – Kann ich nur im Traume glücklich seyn? – O so laß mich nie aufhören zu träumen! – Nun sank sie zurück und schloß die Augen wieder mit ahndungsvollem Lächeln.

Aber sie bedurfte der Träume nicht mehr. Selim kniete schon, im höchsten Entzücken, an ihrer Seite, und deckte ihre Hände mit brennenden Küssen.

»Zoraïde! rief er – O, blicke mich an, es ist kein Traum. Ich liebe dich! liebe dich unaussprechlich! – Ach Zoraïde! Zoraïde! was habe ich gelitten! – O blicke mich an, damit ich dieses alles vergesse!« –

27 Jetzt öffneten sie die Augen und ... Wenn das Leben aus solchen Augenblicken bestände; dann könnten wir den Himmel entbehren.

Aber die Liebe erscheint dem Sterblichen nur, als Bürge für die Wirklichkeit eines höheren Lebens. Dann kehret sie schnell in das Geisterland zurück und nur ein reines Herz vermag sie zu einer augenblicklichen Rückkehr zu bewegen. So klagen selbst ihre glücklichsten Lieblinge. Auch Selim und Zoraïde glaubten sich nur Augenblicke besessen zu haben; als ihre schöne Verbindung auf die peinlichste Art gestört wurde.

28 Der Genius Grumedan hatte so eben den Sieg über eine widerspänstige Schöne davon getragen, litt noch dazu an einer Unverdaulichkeit und wolte sich in den niederen Lüften, wo er eigentlich zu Hause gehörte, eine Bewegung machen; als ...

»Ein Genius der an einer Unverdaulichkeit leidet!« –

Nun ist denn das so was ausserordentliches? Man braucht nur die Perioden des verflossenen Jahrhunderts rückwärts zu zählen: so stößt man unfehlbar auf die Periode der Genies, welche sich gerade zwischen der Siegwartschen und der Pädagogischen befindet, an den Knitteln, den ungekämmten Haaren und den Unverdaulichkeiten zu erkennen ist. Warlich! es steht gar nicht fein, die Leute so mitten im Erzählen zu unterbrechen. Noch dazu in einem Märchen, wo man sich dergleichen von Rechtswegen verbitten kann. – Genug er machte sich eine Bewegung in der untern Atmosphäre; als er Zoraïden bei ihrem Hüttchen entdeckte.

29 Sie war eben in einen süßen Schlummer gesunken und ein wohlthätiger Traum zauberte den abwesenden Geliebten in ihre Arme. Er mußte leider,

wenigstens an den großen Festen bei Hofe erscheinen, um die Königin und ihre Damen zu versöhnen. Aber der Zorn aller Königinnen der Welt, würde ihn nicht zurückgehalten haben, wenn er gewußt hätte, daß Grumedan sich jetzt bei seiner angebeteten Zoraïde befände.

»Erwachen Sie doch! mein schönes Kind! – rief dieser; indem er das zarte Mädchen sehr unsanft schüttelte – das Schlafen steht Ihnen zwar recht hübsch; aber jetzt kann es nichts helfen und macht mir wirklich Langeweile. Ich hoffe es wird sich ein vernünftiges Wort mit Ihnen sprechen lassen – und nichts befördert die Verdauung so sehr, als ein liebliches Mädchengeschwätz. Die Anderen wissen nichts als sich ein bischen wehren, unterliegen, und dann jähnen. Aber Sie sehen mir nach ganz was anderem aus. – Nun so hören Sie doch! und sperren Sie das Mäulchen nicht so auf!«

30

In der That Zoraïdens Mund, hielt das Mittel, zwischen Jähnen und Erstaunen. Sie maß den Genius in die Breite und in die Länge, ohne das mindeste auf seine zärtliche Anrede erwiedern zu können.

»Nun Mademoiselle! was soll denn das Angaffen bedeuten? haben Sie in ihrem Leben nichts von dem Genius Grumedan gehört? – Ich sollte doch meinen, die Schönen müßten ihn kennen! – Aber Sie scheinen mir hier auch verzweifelt klösterlich zu wohnen! – Nun geben Sie sich zufrieden! Ich will Sie mitnehmen, und wenn Sie artig sind; sollen Sie es ganz gut bey mir haben.

Bey diesen Worten schien er wegen des Mitnehmens Ernst machen zu wollen, als plötzlich Melinette mit ihrem Zauberstabe dazwischen trat.

31

»Ich bitte – sagte sie, ziemlich trocken – Herr Grumedan wollen sich mäßigen. Sie haben sich der Entführungen, und was dem ähnlich sieht, bey dieser Gelegenheit zu enthalten. Prinzessin Zoraïde möchte auf diese Weise schwerlich zu gewinnen seyn. Gegen alles, was Sie durch Ihre Lebenswürdigkeit erhalten können, habe ich nicht das Geringste einzuwenden. Aber auf dem anderen Wege möchte ich mir die Freiheit nehmen, gewisse Einwendungen zu machen; welche schwerlich Dero Beifall erhalten möchten.«

»Ey! ey! ganz gehorsamer Diener Madam! – antwortete der Genius, etwas betroffen – Wer hätte unter diesem Strohdache eine Prinzessin gesucht, die so glücklich ist, sich Ihres Schutzes zu erfreuen! Nun! nun! Umstände verändern die Sache! – – Indessen werde ich mein Möglichstes thun, und hoffe Prinzessin Zoraïde wird Augen haben. – *Au revoir* Madame! und *sans rancune* wenn ich bitten darf!

32

Bey diesen Worten begann er seinen schwerfälligen Flug und streifte so plump an einem Zitronenbäumchen vorüber, daß Blüten und Früchte in einem Augenblicke zerstört waren.

»Sehen Sie! sehen Sie! – rief Zoraïde – diesen Unhold sollte ich lieben? –

»Lieben! – wiederholte Grumedan; in dessen dicke Ohren nur das letzte Wort gedrungen war – Ah ha! sie spricht schon von *lieben*! Seht mir doch Einer die Mädchen!« – und so arbeitete er sich unter schallendem Gelächter, stöhnend durch die Lüfte.

33 »Ach Madam! – rief Zoraïde – ohne ihren Schutz sind wir verloren! – Meine Mutter wird mich aufopfern, und Selim verzweiflen!« –

»Sey ruhig liebes Kind! – antwortete Melinette – bey der kleinsten Gewaltthätigkeit halte ich mich an den Herrn Grumedan. Er weiß: daß ich in solchen Fällen nicht zu spaßen pflege. Erst vor kurzem ist er von einer sehr empfindlichen Strafe befreit worden, und mögte wahrscheinlich keine Lust haben sich einer zweiten auszusetzen. Aber ich eile deinen Geliebten zu benachrichtigen. Es ist schlechterdings nothwendig, daß er einige Zeit unsichtbar bleibe. Hüthe dich das Gegentheil zu verlangen und vertraue meinem Schutze.

34 Mit diesen Worten verschwand sie und ließ Zoraïden gedankenvoll bey ihrem Hüttchen.

»Ach Selims Liebe! – Sein Muth! – Welche Gefahren! Welche schreckliche Aussichten!« –

In der That! kaum hörte er die Unglückspost; als auch schon von Schwerdt und Lanze die Rede war. – Nichts von Mäßigung! von Unsichtbarkeit! – Ein Nebenbuhler! Bey einem Nebenbuhler unsichtbar! – Es war unmöglich! Es ließ sich gar nicht denken! –

Allein dieser Nebenbuhler war ein Genius und mußte grade wegen seiner Plumpheit mit der äußersten Vorsicht behandelt werden. Wollte der Prinz ihren sehr vernünftigen Rathschlägen kein Gehör geben; so mogte er auf Melinettens Hülfe nicht mehr rechnen.

35 Was war zu thun? – er mußte sich endlich ergeben. Melinette hatte Recht. – Bey Zoraïdens unwandelbarer Liebe konnte man den Genius auch wohl von der komischen Seite nehmen.

In dieser Stimmung befanden sich die Gemüther; als Herr Grumedan in einer mit Stroh angefüllten Staubwolke Zoraïden seine Aufwartung machte.

Sie rieb sich die schönen Augen und Herr Grumedan versicherte: daß es ihm jederzeit einen königlichen Spas mache, die Leute auf solche Weise bekomplimentiren zu können.

»Dort, neben Ihrem Park – fuhr er fort – streifte ich an einem Haufen Spaziergänger vorbei. Da hätten Sie nur die Frauenzimmerchen sehen sollen! – Das war ein Gequie! ein Gekreische. Sie liefen wie die verlornen Schäfchen hin und her, und wußten nicht wie ihnen geschah; als ich sie auf meine Weise, recht tüchtig, Eine nach der Anderen abschmatzte. Die Herrn Galane standen unterdessen wie versteinert, und ich dachte vor Lachen den Geist aufgeben zu müssen.

36

»Ach da würden Sie sehr wenig aufgegeben haben! – seufzte Zoraïde mit thränenden Augen.

Glücklicher oder unglücklicher Weise hörte Herr Grumedan nichts von dieser Anmerkung. Er hatte sich laut schnaufend auf eine Rasenbank und grade auf Zoraïdens Arbeitskörbchen niedergeworfen, was er mit einigen derben Flüchen über die Erbärmlichkeit des Frauenzimmerapparats ganz zerknirscht unter sich hervorzog.

Er versicherte ein ausgemachter Feind aller dieser Nürnberger Waare zu seyn und schwur augenblicklich sein ganzes Goldservies einschmelzen zu lassen; wenn nicht jeder Senflöffel Solidität genug hätte, jeden nach Belieben damit todt zu schlagen.

37

»Wenn Sie Schüsseln sehen wollen! – fuhr er laut schreiend, und mit einem entsetzlichen Schlage auf der Brust fort – da müssen Sie zu mir kommen! – Zwey meiner dicksten Genien ächzen, wenn sie sie auf den Tisch bringen, und in meinen Terrinen, kann man ein kleines Kätzchen, wie Sie, über baden.

»Nun Nun! sehen Sie nur nicht so betrübt aus! – Ich sage ja noch nicht: daß es geschehen soll. Aber ich muß doch wirklich den Papa zum Essen bitten. – Da sollen Sie einmal Augen machen! – –

Aber wo blieb Selim während dieser schönen Unterhaltung? – Ach Selim hatte ihr vom Anfange zugehört und dachte nur auf Mittel Zoraïdens Leiden zu mildern. Er wählte dazu ihre kleinen Lieblinge die Vögel. Bald stimmten sie ein so angenehmes und die wohlklingendsten Instrumente nachahmendes Concert an: daß sie Herrn Grumedan sogar auf einige Augenblicke seine goldene Schüsseln vergessen machten.

38

»Hm! nicht übel! rief er, nachdem er einige male sich recht wohlgefällig ausgedehnt hatte. – Wahrscheinlich eine kleine Galanterie Ihrer Beschützerin Signora Melinette. Indessen sehe ich doch nicht ein; daß viel Kunst

dazu gehört, die Vögel musikalisch zu machen. – Wollen Sie, schlechterdings dergleichen haben; so müßte es doch närrisch zugehen, wenn man nicht etwas viel kurioseres heraus bringen sollte.«

»Ach ich bin recht sehr mit diesem zufrieden – erwiderte Zoraïde, –

»Das will ich glauben! – fiel Herr Grumedan ein – Weil Sie nichts besseres kennen. – Aber es soll Ihnen mein Seel ganz anders zu Muthe werden, wenn ich meine Concertanten anfangen lasse! –

39

Bey diesen Worten stampfte er mit seinem corpulenten Fuß auf den Boden und plötzlich stimmten einige tausend Frösche ein so fürchterliches Koaaks an: daß Zoraïde händeringend bath sie zu verschonen. Allein Herr Grumedan bezeigte sehr wenig Lust dazu und applaudirte so lange mit Hand und Mund, bis er Zoraïden bey der Rasenbank niedergesunken fand.

»Nun! nun! – rief er – wer wird denn gleich so erschrecken! Es sind ja nur Frösche! – Aber was Kukkuk tanzt denn da oben in den Lüften? –

Es waren Zoraïdens Vögel. Mit vielen hundert Lämpchen in den Schnäbeln, brachten sie, auf Selims Gebot, die angenehmsten und manigfaltigsten Bilder hervor.

40

»Poz hundert tausend – fuhr Herr Grumedan fort – das soll wohl gar ein Feuerwerk seyn? – Fee Melinette greift sich ja recht an! – Nun, morgen kann ich auch damit aufwarten. Für heute ist es besser, Sie legen sich zu Bette und künftig werden Sie sich das Erschrecken wohl abgewöhnen.« Mit diesen Worten empfahl er sich, und Zoraïde sank in ihres Selims Arme.

Aber ach! schon auf den folgenden Tag war das Feuerwerk angekündigt, und sollte nach Herrn Grumedans Versicherung, alles übertreffen, was man jemals in der Art gesehen haben mochte.

Vergebens bat, flehte Zoraïde, sie wenigstens heute nur damit zu verschonen! – Herr Grumedan war unerbittlich.

41

»Alle meine Leute – rief er – sind schon zur Stelle und warten nur auf das verabredete Zeichen. Ja! ein solches erbärmliches Ding als das gestrige, mag sich aufschieben lassen; aber hier ist wahrhaftig nicht zu spaßen! –

Zoraïde verstummte, und das Feuerwerk nahm seinen Anfang. Es war nichts mehr und nichts weniger als ein ziemlich ansehnlicher Vulkan, welcher durch einige Erdstöße die Ergötzlichkeit ankündigte. Schon bey dem Ersten war Zoraïde zu Boden gesunken. Aber Herr Grumedan weit entfernt es zu bemerken, hielt sich die Seiten vor Lachen und versicherte hoch und theuer: sich in langer Zeit nicht so königlich amüsirt zu haben.

Ganz vorzüglich labte er sich an den Schrecken der Wanderer in der Nähe des Parks und glaubte, besonders bey dem Geschrey der Frauenzimmer, sich ausschütten zu müssen.

Aber Fee Melinette glaubte denn auch seinen Galanterien ein Ziel setzen zu müssen. Sie erschien mitten unter dem Geprassel des Vulkans und bat Herrn Grumedan ziemlich lakonisch die Recreation zu endigen. 42

»Ey von Herzen gerne, antwortete dieser mit außerordentlicher Nachgiebigkeit. – Aber gestehen Sie daß es zum krank lachen ist! –

»Kann seyn! – erwiderte Melinette sehr trocken – Indessen scheint es Prinzessin Zoraïde nicht von dieser Seite zu nehmen.

»Ja was Kuckuck soll man aber dabei anfangen! rief Herr Grumedan ziemlich entrüstet. Ist es meine Schuld, wenn sie so erbärmlich zusammengesetzt ist? –

Das nicht. Aber dann wäre es doch besser, sich nach einer handvesteren Schönen umzusehen.

Madame belieben zu spaßen! Sie wissen eben so gut wie ich, daß uns diese zarten Dingerchen am meisten conveniren.

»Sie klagen ja aber grade über diese Zartheit. –« 43

I nun! *c'est selon!* Freilich muß sie künftig meinen Geschmack besser studiren. Aber nach der Hochzeit wird sich das alles schon geben! – Denn ich werde doch wohl Ernst machen und mit dem Vater je eher je lieber sprechen müssen.

Leben Sie wohl Madam! Das Prinzeßchen wird sich mit Ihrer Hülfe schon erhohlen.

Bei diesen Worten verschwand Herr Grumedan nebst dem feuerspeienden Berge, und Zoraïde holte zum ersten Male wieder Athem. Sie hatte nichts von den Heyratsprojekten vernommen und glaubte wieder in ihres Selims Armen Trost finden zu können.

Aber Melinette warnte sie abermals, und versicherte: Herr Grumedan habe gewiß bei dem Vulkan eine Nebenabsicht gehabt. Es sey höchst wahrscheinlich, daß er Selim entdeckt und seinen Untergang beschlossen habe. 44

Doch wann hätte die Liebe auf Warnungen gehört! Kaum war Zoraïde allein, als die Sehnsucht nach dem Geliebten von neuem erwachte. Ach! er schwebte in ihrer Nähe, schmachtete, wie sie, nach einer Umarmung, und hörte nicht sobald den Namen Selim aus ihrem Munde, als auch schon alle Feen und Genien der Welt vergessen waren.

Aber Melinette hatte richtig geahnet. Des plumpen Genius Dummheit bewahrte ihn nicht vor der Eifersucht. Er hatte den Nebenbuhler gewittert, und lauschte jetzt im Hinterhalte, seine Rache zu befriedigen. Schon hatte er die mörderische Keule gehoben; als Selim blitzschnell und mit gezogenem Schwerdte ihm entgegenstürzte.

45 Aber ohne Melinette war er dennoch verloren. Sie entführte ihn plötzlich durch die Lüfte und schloß ihn, ohne auf seine Ausrufungen zu hören, in einen ihrer prächtigsten aber zugleich festesten Palläste. Dann kehrte sie schnell zu dem plumpen Genius zurück, um seine Schritte auf das genaueste zu beobachten.

Er ließ jetzt an der unglücklichen Zoraïde seine ganze Wuth aus, und schwor daß er morgenden Tages zu ihrem Vater gehen, und gleich nach der Hochzeit den frechen Laffen bis an das Ende der Welt aufsuchen würde.

46 In der That kaum hatte das frische Milchmädchen sich zum Gange in die Hofküche geschürzt, der König den ersten Wildenschweins- und die Königin den zweiten Verjüngungstraum angefangen: als Herr Grumedan incognito, das heißt: wie ein ordentlicher Mensch in der Residenz anlangte.

Freilich war sein Aufzug eben nicht geschickt dieses Incognito zu begünstigen. Er wurde, auf seine Keule gelehnt, mit einem jungen Wolfe unter dem Arme, von zwanzig polnischen Ochsen auf einem massiv goldenen Karren gezogen, und hatte eine zahlreiche Escorte von früh erwachten Pudergöttern und laut applaudirenden Straßenjunkern hinter sich.

Drei entsetzliche Schläge an die Schloßpforten meldeten seine Ankunft. Die Wachen entflohen mit lautem Geschrei und die Zofen wußten nicht wohin mit ihren glücklichen Liebhabern. Der König fuhr mit ungewöhnlicher Schnelligkeit in die ungesäuberten Jagdstiefel, und die Königin ergriff ein Gefäß mit rother Dinte statt des *rouge de cœur*.

47 In der That es war der guten Dame nicht zu verdenken. Man schrie ihr mit einem Mahle von Ochsen und Genien, von Wölfen und goldenen Wägen entgegen. Mit beiden Armen suchte sie nun das entsetzliche Crachende abzuwehren, und war so unglücklich die falsche Achsel der ersten Dame d'honneur und die kastanienbraune Perücke der Zweiten zu treffen; als Genius Grumedan mit ihrem königlichen Gemahl angekündigt wurde.

Vergebens suchte sie nebst den beyden Hofdamen zu entfliehen. Genius Grumedan verstand sich nicht aufs Warten, und noch ehe der Fehler mit der rothen Dinte, mit der Achsel, und der Perücke verbessert war, stand er dicht vor dem lieblichen Kleeblatte.

Zum Unglück waren die beiden Damen in diesem wichtigen Momente seitwärts gebeugt, und hatten die Königin mit schrecklichem Lichte im Vordergrunde zurückgelassen.

48

»Poz hundert tausend! Ihre Majestät – rief Herr Grumedan; als er die rothe Dinte auf den Wangen der Königin erblickte – »was ist denn das für ein scheusliches Ungethüm?

»Meine Gemahlinn,« – antwortete der König; indem er den Genius freundschaftlich in die Seite stieß. Er hatte nemlich Herrn Grumedan schon angezeigt: wie in Ansehung der Heyrath alles von seiner Gemahlin abhängt, und der Genius fühlte jetzt, freilich etwas spät: daß er schnell wieder gut machen müsse.

»Hm ... hm ... – fuhr er räuspernd fort; indem er sich zum Handkusse näherte – *scheuslich*; aber doch *angenehm*.«–

Glücklicher Weise hatte die Königin in der Bestürzung nur das letzte Wort gehört, und bewillkommete nun den Genius so gut es die Umstände erlauben wollten. Die Hofdamen restaurirten sich auch in der Geschwindigkeit und so kam denn alles noch vor Tafel in die gewöhnliche Ordnung.

49

Bei ihr nahm der Genius allein zwey Spanferkel und vier kalkutische Hähne, und versicherte: bey dem Gemüse eben so mäßig seyn zu wollen, um der Nachmittagsconferenz, mit ungetrübtem Geiste beiwohnen zu können.

In dieser ward nun die Heyrathsangelegenheit des breiteren verhandelt. *Keine Mitgabe*, und keine *Rückkehr!* – Darauf bestand die Königin. Nun ließ sich aber auch der König die Hochzeit in der Residenz, und eine Parforcejagd zum Abschiede nicht nehmen.

Der Genius war mit allem zufrieden; nur drang er auf ein kräftiges Mittel die Prinzessin zum Jawort zu bewegen. Die Königin übernahm dieses mit vieler Bereitwilligkeit und Herr Grumedan pfif nun seinem Wolfe, um die Prinzessin augenblicklich zu hohlen.

50

In der That, kaum war der vierfüßige Abgesandte verschwunden; als er schon wieder mit Zoraïden auf dem Rücken erschien, und sie zu den Füßen ihrer königlichen Eltern niederlegte. Sie war natürlich durch die sonderbare Reise des Bewußtseins beraubt, und gab dadurch der Königin die beste Gelegenheit sie unverzüglich in Verwahrung zu nehmen.

Es fehlte nicht viel, so hätte diese eben so sehr wie ihre Tochter der Hülfe bedurft. Zoraïdens Schönheit hatte sich bis zum Blendenden vervollkommnet, und machte daher die kräftigsten Gegenanstalten nothwendig. Nur durch diese sehr richtige Bemerkung, vermogte die Königin das

51 Schrecken zu überwinden, und so ward denn alles aufgeboten, die Vermählung zu beschleunigen.

Aber eine Vermählung trotz dem Abscheu der Braut! – Auch dafür war gesorgt. Der Hofkaplan wurde angewiesen bey der entscheidenden Frage die Hand an einen Kelch zu legen, und im Falle eines *Neins* diesen sogleich der Prinzessin anzubieten.

Man hatte sie von diesem wichtigen Umstande benachrichtiget und ein Lächeln zur Antwort bekommen. Durch Herrn Grumedans glückliche Auslegungskunst wurde dies zu seinem Vortheile gedeutet, und so konnte man denn hoffen, eine jede Parthey zu befriedigen.

52 Gleichwohl war der König sehr zu beklagen. – Die Regierungsgeschäfte, welche Morgens zwey ganze Stunden anhielten, mußten fortgesetzt werden; ohne daß der gute Landesvater die mindeste Erhohlung dafür gehabt hätte.

Seit des Genius Anwesenheit war an keine ordentliche Jagd mehr zu denken. Er schlug alles mit seiner Keule nieder; was er vergaß, besorgte sein Wolf, und Ihre Majestät standen dabey und jähnten so schrecklich, daß man Ihnen in das königliche Herz hätte sehen können.

Dem mußte abgeholfen werden. Herr Grumedan sogar schien dieses zu begreifen, und beschloß daher dem Könige in der Residenz eine kleine Ergötzlichkeit zu veranstalten.

53 Er ließ nämlich das Trauerspiel Romeo und Julie durch lauter Thiere und größtentheils durch Bären aufführen. Romeo unter Anderen war ein gar tüchtiger Geselle. Um des Kontrasts willen hatte man ein junges Schaf für die Rolle der Julie ausersehen, alles ging vortreflich und einige Dutzend Zuschauer lagen schon vor Lachen halb unter den Bänken, als der fünfte Akt das wirkliche Trauerspiel zu eröffnen schien.

Romeo mochte in der Eile seine Rolle nicht genug einstudirt haben. Er bekam mit einem male, einen so unüberwindlichen Appetit zu seiner Julie, daß er sie bey der blonden Perücke ergriff und wirklich incorporiren wolte. Julie aber glaubte nun auch nicht mehr an ihre Rolle gebunden zu seyn und flüchtete mit hastigen Sprüngen über das Orchester mitten unter die Zuschauer hinab.

Aber einem solchen Liebhaber war nicht so leicht zu entfliehen. Er schien fest entschlossen seine Rechte geltend zu machen und verfolgte die Geliebte trotz allem, was sich ihm widersetzen konnte.

54 Welch ein königlicher Spas für den Herrn Grumedan. Eine geraume Zeit labte er sich an der allgemeinen Verwirrung, und würde dieses Ver-

gnügen so bald nicht aufgegeben haben, hätte er sich nicht endlich, bey den wiederholten Bitten des Königs dazu entschließen müssen.

Der zärtliche Romeo ward demnach zurückberufen und die sanfte Julie suchte nun auf den königlichen Auen, einen Liebhaber, der auf eine nicht so originelle, aber für sie überzeugendere Weise seine Liebe zu erkennen gäbe.

Endlich war denn nun auch der Hochzeitstag erschienen, und alles aufgeboten, was ihn verherrlichen konnte. Die schöne königliche Braut näherte sich dem Altare mit einer Heiterkeit die Allen, ausgenommen Herrn Grumedan, kraft seiner glücklichen Selbstzufriedenheit, unbegreiflich war. – Aber siehe da! der Herr Genius hatten dennoch geirrt, und das Räthsel wurde ganz anders aufgelöst.

55

In dem Augenblicke wo Zoraïde das schreckliche Ja aussprechen soll, greift sie nach dem Kelche und würde ihn unfehlbar an den lieblichen Mund gesetzt haben; wäre nicht in demselben Momente Kelch und Priester von einem Blitzstrahle getroffen worden.

Unter rollendem Donner erbebt die Kirche und Melinette mit Selim stand an der Seite des göttlichen Mädchens.

»Bis dahin und nicht weiter! – rief die Fee; indem sie Herrn Grumedan bey dem genialischen Zopfe ergreifend ihn zum Zeichen ihrer Macht schwebend über dem Altare erhielt. – »Es ist Zeit dich Unhold in Verwahrung zu bringen! und Sie Madam – indem sie sich zur Königin wandte – »werden die Güte haben ihm Gesellschaft zu leisten. Was Ihro Majestät den König betrifft; so werden Dieselben hiemit von den Tedeums und von den Unterschriften befreit. Wofür Ihnen wie billig eine gute Pension und ein ansehnliches Jagdrevier angewiesen wird.«

56

»Selim wird ein guter König werden; wenn er seine Eitelkeit, und Zoraïde eine gute Frau; wenn sie ihre Liebe überwinden kann.

Was die Fee damit sagen wollte? – In der That ich weiß es nicht? Es sey denn, daß sie von der *menschlichen* Liebe gesprochen haben möchte. Bekanntlich können die Männer diese nicht gut an den Weibern ertragen; wogegen ihnen aber die *göttliche* – besonders wenn sie sich durch Langmuth äußert – über die Maaßen gut zu bekommen pflegt.

57

Krauskopf und Goldlöffchen

Die Fee Soline hatte seit mehreren Jahren über verschiedene Königreiche regiert. Ihr heller Kopf und ihr großes Herz erregten die allgemeine Bewunderung. Aber ach! sie selbst war nicht glücklich! – Größer, denn alles, was sie umgab; wie hätte sie es seyn können.

Rastlose Thätigkeit des Geistes war ihr bis jetzt der höchste Genuß; aber diese Thätigkeit schien zwecklos zu werden. Was sie auch thun mochte, die Menschen zu sich zu erheben, sie fand sie immer wieder gesunken.

58 »Nein! – rief sie eines Morgens – ich reiße mich los! Diesem wahnsinnigen Haufen kann es einerley seyn, von wem er regiert wird!«

Unerschütterlich gegen die Bitten ihrer Rätthe, legte sie wenige Tage nachher die Krone nieder, und zog sich auf eine Insel zurück, die man seitdem die *Glückliche* nannte.

Sie schien diesen Nahmen nur zu verdienen, weil sie von Kindern bewohnt wurde. Sobald diese das sechszehnte, höchstens das siebzehnte Jahr erreicht hatten; wurden sie, durch irgend einen unglücklichen Zufall, von der Insel entfernt, und kehrten nie wieder dahin zurück.

59 Auf diese Weise hätte nun das kleine Land sehr bald entvölkert werden müssen; wäre es nicht durch die Fee immer wieder mit neuen Bewohnern versehen worden. Da ihr schönes Gemüth weit umher bekannt war; so konnte es ihr nicht an Gelegenheiten dazu fehlen.

Aber nie kehrte sie froher in ihr kleines Reich zurück; als da Krauskopf und Goldlöffchen von ihr entdeckt wurden. Die armen Kleinen stacken in einer dumpfigen Schulstube, und schwitzten große Angsttropfen. Goldlöffchen kniete auf einem mit spitzigen Steinen angefüllten Beutel, und hatte das Bild eines fürchterlich gepinselten Esels am Halse. Krauskopf saß in einem Winkel, und wurde grade jetzt der Schulmeisterin denunciert.

Er hatte Goldlöffchens baumwollene Kinder vor den Krallen der alten Jungfer verborgen, und zeigte sie jetzt der kleinen Geliebten von ferne, um sie in ihrem Jammer aufzurichten.

60 Aber diese baumwollene Nachkommenschaft, hatte ja eben den Zorn der Schulmonarchin gereizt. Statt den Gesang und das Evangelium zu lernen; war Goldlöffchen den ganzen Morgen auf die Verfertigung der kleinen Geschöpfe bedacht gewesen. Hatte jedes, wie es vollendet war, gehätschelt, in den Schlaf gebracht, und es Krausköpfchen, mit tausend Küssen, in Verwahrung gegeben.

Des Alles war dieser nun eingedenk, sprang schnell auf eine Bank, und schrie der grimmigen Atropos, da er sie mit der mörderischen Scheere gerüstet sah, entgegen:

»Komm nur wenn du Herz hast! Rühre nur eins von Goldlöckchens Kindern an! Dann magst du sehen!« –

Armer Krauskopf, wohin würde dein Muth dich geführt haben! hätte Soline nicht in dem Augenblicke dich, sammt Goldlöckchen, von allen Haselstöcken, und Kernbeuteln, gemahlten Eseln und ungemahlten Ruthen erlöset. Schnell über Thürme und Berge, flog sie mit den lieblichen Kindern, und senkte sich mitten in dem glücklichen Eilande nieder.

61

Welch ein Schauplatz für die armen unterdrückten Kleinen! Duftende Sträucher, und rieselnde Bäche. Die köstlichsten Früchte, über paradiesischen Lauben. Frohes Getümmel, Spiel und Gesang auf allen Seiten.

Sie glaubten, es sey ein Traum – sie betasteten die Sträucher und die Blumen, liefen allenthalben umher, riefen sich zu, stürzten dann einander in die Arme, weinten und lachten, fragten und hörten keine einzige Antwort. Ach sie waren glücklich! und Soline vergaß über den köstlichen Anblick alle Wunden ihres eigenen Herzens.

Aber dieses Herz vermochte dennoch nicht sich zur Gerechtigkeit, die keine Lieblinge duldet, zu erheben. In der That dies wurden Krauskopf und Goldlöckchen; als sie kaum ein paar Tage auf der Insel gelebt hatten.

62

Es war aber auch nicht möglich sich etwas anziehenderes als diese beiden idealischen kleinen Geschöpfe zu denken. Er lauter Kraft und Lebendigkeit, sie lauter Zartheit und Gefühl. Beyde mit der höchsten Empfänglichkeit für jeden äußern Eindruck! dennoch diese stille sich selbst genügende Liebe zu einander.

Spielte Goldlöckchen; dann entfernte sich der wunderbare Knabe schnell von den kleinen Gesellen, bloß: um sie spielen zu sehen. Wie berauscht stand er dann hinter ihr, und schien zu seiner Freude nichts als der ihrigen zu bedürfen.

Spielte Er, dann wurde plötzlich der ganzen baumwollenen Nachkommenschaft das Schlaflied gesungen, und Goldlöckchen stand mit zärtlichem Lächeln, den muthvollen kleinen Geliebten anzuschauen.

63

»Ja! – rief Soline, man schwatze von gegenseitiger Aufopferung was man wolle! Die höchste Liebe äußert sich doch nur durch das höchste Wohlgefallen! –

Bis zur Aufopferung kann es die Freundschaft auch bringen. Aber ihr glücklichen Kinder! wie lange kann das dauern! – Auch ihr werdet euch von mir entfernen, und werdet elend seyn wie die Anderen.

64 Ach die gute Soline! ihre Ahndung war nur gar zu richtig. Krauskopf hatte jetzt das siebzehnte, und Goldlöckchen das vierzehnte Jahr erreicht, ihre Liebe war bis zu dem höchsten Grade von Zartheit und Innigkeit gestiegen, und die kleine Insel, ihre Welt, war ihnen ein Paradies. Oft schmeichelte sich Soline, trotz aller Ahnung, sie würden in ihrer glücklichen Unwissenheit, sanft über den entscheidenden Zeitpunkt hinweggleiten. Vielleicht wäre es möglich gewesen; hätte sie nicht grade jetzt die boshafte Fee Arganto bei ihren Spielen entdeckt.

Sie war ein sogenannter Espritfort. Alle Güte hies ihr Schwäche, und nur Aufruhr und Zwietracht war ihre Freude. Nach ihrer Meinung, gelangten die Menschen nicht sowohl durch Kampf gegen die Leidenschaften; als vielmehr durch Krieg mit ihres Gleichen, zu dem ganzen Gefühl ihrer Kraft.

Es sey Raserey, wenn sie sich einbildeten: von einem wohlthätigen Geiste zur Glückseligkeit erschaffen zu seyn. Alles widerspreche dieser tollen Schimäre; so wie der: eines verbesserten Zustandes nach dem Erdenleben.

65 »Irgend ein höheres Wesen gebrauche sie wahrscheinlich wie eine Art von Affen und habe ihnen die Leidenschaften nur gegeben: um sie zu desto wunderlichern Sprüngen dadurch zu reitzen.

Auf ihre sogenannte Vernunft, hätten sie übrigens eben so wenig Ursache stolz zu seyn; wie der Affe auf die bunte Jacke. Diese bilde mit dem Affengesichte einen ergötzenden Kontrast, und nur deswegen habe sie das närrische Thier von dem Herrn bekommen.

66 Mit diesem Systeme ausgerüstet, hatte sie sich seit mehreren Jahren an verschiedenen Höfen umhergetrieben und die Angelegenheiten der Kabinette geleitet. Der Erfolg schien ihre Grundsätze zu rechtfertigen, und des Blutvergießens ward kein Ende. Grade jetzt suchte sie einen neuen Schauplatz für ihre Thätigkeit; als sie unglücklicher Weise Solinens Eiland entdeckte.

Plötzlich schossen die Greife, ihr Lieblingsgespan, vor den betäubten Kindern daher, und Arganto nahm gleichsam Besitz von der Insel. In der That, dies verrieth ihr Anstand, und die Art wie sie die gütige Fee begrüßte.

»Nun wie gehts Madam? – rief sie dieser in einem kreischenden Nasentone entgegen – hat die Landluft sie geheilt?« –

»Wovon?«

»Nun von der bösen Krankheit, an der Sie noch vor zwey Jahren so gefährlich darnieder lagen! –

»Daß ich nicht wüßte«

»Himmel! welch ein kurzes Gedächtniß! – Glaubten Sie nicht damals an die Perfectibilität der Erdwürmer? und wäre dies bey einem gesunden Blutumlaufe möglich gewesen?« –

»Sie sind ja recht guter Laune!« –

»Natürlich! ich amüsire mich mit Allem was mir vorkommt. – Aber was sind denn das für ein Paar Sympathienvögel? –

»Sie meinen Krauskopf und Goldlöckchen. Kommt her, lieben Kinder, die Fee will euch sprechen.«

»Krauskopf und Goldlöckchen! – wahrhaftig den Nahmen mit der That! – Der Bursche tritt einher als ob er die ganze Welt auffordern wolle, und das Dulcinechen glänzt ja wie die helle Sonne! Nun daraus kann etwas werden!« –

»Ich hoffe.«

»Wahrhaftig? – Sind Sie mit ihnen zufrieden? – Das wäre nun freylich eine schlimme Vorbedeutung! – Aber es ist wahr! ich erinnere mich! die Hoffnung ist ja immer Ihre Favoritgöttin gewesen!« –

»Und ist es noch.«

»Nun! nun! der Himmel gebe seinen Seegen dazu! Daß wir auch darüber stritten!« – –

»Wäre in der That ganz überflüßig.«

»Freilich! freilich! aber was wolte ich doch sagen? – ja! hören Sie! ich nehme den Burschen, während meines hiesigen Aufenthalts, zu meinem Pagen an, und die kleine Donselle kann meine Toilette besorgen.«

Bey diesen Worten ergriff sie die erstaunten Kinder bey der Hand und zog sie mit sich ins Gebüsch.

»Ach die unglücklichen Kleinen! – Welch ein erbärmliches Leben! – Ohne allen Genuß! hier in dieser Wildniß!« –

So ging es in Einem fort; bis endlich Krauskopf, mit flammendem Gesichte, vor sie hintrat, und in einem ungeduldigwehmüthigen Tone ihr zurief:

67

68

69 »O höre auf zu ächzen! – Wo sind die unglücklichen Menschen? – Wir wollen hin! wir wollen ihnen helfen! jetzt gleich! jetzt augenblicklich wollen wir ihnen helfen! – Nun! was starrst du mich an? – Wo sind sie?«

»Über den Tollkopf! – Wo sie sind? – *Hier* sind sie!

»Hier! – Das ist nicht möglich! – Die Mutter müßte es wissen.«

»Sie weiß es auch; aber sie will es nicht wissen. –

Jetzt verstummte der Knabe und seine brennenden Augen sanken wehmüthig zur Erde.

»Nun begreift der kleine Dummkopf endlich: was ich meine?« –

»O ja! ich begreife: daß Du aus dem Lande bist, wo man krank wird, und wo die Gedanken sich verwirren. Komm! laß uns zur Mutter gehen! Sie wird dir helfen.«

70

»Das ist ja ein unverschämter Bube!« – schrie die Fee mit hochrothem Gesichte, und so war die erste Unterhaltung zu Ende.

Krauskopf hies nun ein naseweiser Grobian, und Goldlöckchen eine langweilige Dorfschöne. Der Plan war geändert, von Pagen und Toiletten gar nicht mehr die Rede.

Statt dessen aber fand Goldlöckchen, am andern Morgen einen großen Kasten in ihrer Laube. Sie glaubte Krauskopf habe ihn dahin gesetzt; aber dieser versicherte: daß er ihm eben so neu sey, wie ihr. Doch mit einem Male rief er:

»Sieh! sieh welch ein Glas da oben! Ach ich erinnere mich! – es wird ein Guckkasten seyn! Komm! komm! du sollst zuerst hinein sehen!«

71

Goldlöckchen lies sich das nicht zweimal sagen. Schnell ruhte ihr Näschen an dem Glase, und eine Ausrufung folgte der Anderen. Aber jetzt da sie die ganze Insel im Kleinen, und sich am Ufer derselben erblickte, verstummte sie vor Erstaunen.

Bald darauf fand sie sich in einer mit Rosen bekränzten Gondel, dann in einem fremden Lande, von jungen schönen Männern umgeben, die ihre Gewänder küßten, und sie wie eine Gottheit zu verehren schienen. In einer Art von Verzückung schloß sie nun die Augen, und sank mit den Worten: »*Aber wo bist du? wo bist du?*« in des Geliebten Arme zurück.

»Wo ich bin? – ich bin bey dir! und werde immer bey dir seyn! –

»Ja ich weiß es wohl; aber sieh nur hinein! sieh nur hinein! Ach das hätte ich nimmermehr gedacht!

72

»Was denn?« – und ehe die Frage beantwortet war, stand Krauskopf auch schon vor dem Glase.

Keine Gondeln und keine Rosen, keine schöne Herrn und keine Göttinnen mehr. Dafür aber köstliche Pferde, und schön gewapnete Ritter. Ein großes Turnier, und Krauskopf als Sieger. Kränze und Beifallszeichen die Menge. Liebe und Anbetung von allen Seiten.

Stumm und verwirrt wandte er sich jetzt von dem Glase, umarmte Goldlöckchen und sank, in sich selbst vertieft auf eine Rasenbank nieder.

So fand ihn Arganto, und kannte ihren Vortheil zu gut, um diese Stimmung ungenutzt zu lassen. Sie spielte die Unwissende, und lies sich alles auf das genaueste erzählen.

»Ja das wären freylich ganz sonderbare Erscheinungen! – Gewiß habe irgend ein höheres Wesen ihr künftiges Schicksal dadurch andeuten wollen. – Es sey auch nicht wahrscheinlich: daß ein Paar so glücklich organisirte Menschen, bestimmt seyn sollten, ein Pflanzenleben auf dieser Insel zu beschließen. Soline sey eine ganz gute Frau; aber freylich so übersättiget, finde man das genußreiche Weltleben anders als in der empfänglichen, und für den Genuß bestimmten Jugend. – Nur durch eine lange Reihe, der verschiedensten Erfahrungen könne man zu dem möglichsten Grade von Bildung gelangen. u.s.w.« –

73

Das wirkte, und sogar schneller als die Fee es geglaubt hatte.

Krauskopf und Goldlöckchen suchten sich nicht mehr, sie fanden sich nur. Zum ersten Male in ihrem Leben, dachten sie darüber nach: wie sie sich unterhalten sollten. Jeder glaubte, es fehle dem Andern etwas, maß sich die Schuld davon bey, und ängstigte sich es zu finden.

74

Umsonst! die Verstimmung nahm überhand. Jene sorgsame Zärtlichkeit, welche nichts so sehr fürchtet: als Fehler an dem geliebten Gegenstande zu entdecken, war verschwunden. Man fühlte ein lebhaftes Bedürfniß, die drückende Last auf den Andern zu wälzen, und freute sich: da es endlich gelungen war. Der erste Vorwurf kostete nun keine Überwindung mehr, und es war da, wohin Arganto es haben wolte.

Nur wenige Tage noch, und sie konnte schon dreist ihre Vorschläge anbringen. Von der kleinen Insel, von Solinen sich entfernen, schien nun gar nicht mehr so außerordentlich. Aber woher die Erlaubniß dazu nehmen? – Arganto hatte an alles gedacht, und versprach, für alles zu sorgen.

Aber ohngeachtet aller angewandten Verschmiztheit, erschreck Soline dennoch auf das heftigste: als man mit dem eigentlichen Antrage sich hervorwagte. Das Einzige was sie liebte sollte ihr entrissen werden! – Wenigstens, beschloß sie, noch alle gute Mittel dagegen anzuwenden, und ohne weitere Rücksicht auf Arganto's Zorn schilderte sie nun den jungen

75

Leuten was ihrer wartete. Aber leider war man auf alles gefaßt, ein wenig Verschämtheit, ein Paar Thränen die ganze Antwort.

Jetzt erstaunte Soline, und ein tiefer entsetzlicher Schmerz mahlte sich auf ihrem edlen Gesichte. Sie deutete mit der Hand nach dem Ufer und eilte, ohne sich umzusehen, in den benachbarten Wald.

»Fort! fort! – rief Arganto – sie mögte wiederkommen und bereuen. Wir haben die Erlaubniß! was bedürfen wir mehr!« –

76 So wurden die betäubten Kinder mit fortgerissen und befanden sich schon, ehe sie noch zum Bewußtsein kamen, in dem Lande der wahnsinnigen Träumereyen.

Hier regierte Arganto mit eisernem Scepter und das sklavische Volk gehorchte willig der Tiranny. Der uneingennomene Beobachter müßte es für einen Haufen Verrückter angesehen haben. Ohngeachtet die Natur Jedem eine Quelle der Freuden in seinem eignen Herzen eröffnet und einen unbestechlichen Richter damit verbunden hatte, der ihn warnte wenn er sie trüben wolte; suchten die Rasenden immer die Freude wo sie niemals zu finden war.

77 Das Götterkind! die Liebe, hatten sie ihren viehischen Lüsten aufopfern wollen. Darum war es nun auf ewig von ihnen gewichen und hatte sie der zerstörenden Selbstsucht überlassen. Ein allgemeines Wohl gab es nicht mehr, jeder suchte nur das Seinige zu befördern. List wurde daher schlechterdings nothwendig, und man hatte nun keine wichtigere Angelegenheit als sich in der Verstellung zu üben.

So betrogen sich die Unglücklichen um das schöne Erdenleben, und beschuldigten die Natur: sie habe sie zum Elende geschaffen. Gleichwohl bedienten sie sich einer Menge künstlicher Mittel dieses Elend zu verbergen.

Daher glaubten nun Krauskopf und Goldlöckchen, in das Land der Freude gekommen zu seyn. Jede Stunde führte einen unbekanntem Genuß herbey, und ein betäubendes Wohlbehagen durchschauerte die jugendlichen Sinne. Ohne es zu wissen, trugen sie aus ihrer Geistesfülle immer etwas auf die umgebenden Gegenstände über, und genossen, was die Andern nicht einmal ahneten.

78 Aber wie lange konnte die Täuschung dauren? – Ihre Verschiedenheit von den Einwohnern war zu groß; als daß sie ihnen selbst, bey aller Verschönerungsgabe, nicht hätte sichtbar werden sollen.

Krauskopf, mit seinem lebhaften Abscheu gegen alles Unedle, fand am ersten Gelegenheit seinen Irrthum einzusehen. Nun wollte er zu Goldlöck-

chen, die er, ohne es zu wissen verlassen hatte, zurückkehren; aber er fand sie unter einem Schwarme von Anbetern, so zerstreut, so beschäftigt: daß er trostlos wieder davon eilte.

Womit nun die schreckliche Leere in seinem Herzen ausfüllen? – Er hatte von den Weisen des Landes gehört, und hoffte sie würden es ihm sagen.

Man nahm ihn mit vieler Bereitwilligkeit auf, und versicherte: schon lange zu besitzen was er suchte. Erstaunt seinen Wunsch so bald erfüllt zu sehen, bat er nun um Belehrung, und bekam zur Antwort eine große Kiste mit Büchern. 79

Wie ein Heißhungriger warf er sich darüber her, und hoffte nach jedem durchlesenen Bande das Versprochne zu finden. Aber sonderbar! – in diesem war es nicht, in dem Folgenden auch nicht – endlich hatte er die ganze Kiste durchlesen, und sank trostlos auf sein Lager.

»Ihr Grausamen! – rief er, und Thränen stürzten aus seinen Augen – »Ihr habt mir nicht gegeben was ihr verspracht! – aber geraubt habt ihr mir, was ich noch hatte. Eure Ruhe ist Heucheley, oder Betäubung. Ach Ihr Elenden! hätte ich Euch und Eure Weisheit niemals gekannt!« –

»Ihr habt mir bewiesen, daß ich nichts weiß, und nie etwas wissen kann. Was bleibt mir nun übrig für das öde Leben? – Soll ich es, so wie ihr, mit lauter Mitteln, ohne Zweck, vertändeln? – Ich Unglücklicher! hätte ich nur die Ruhe wieder! auf Glückseeligkeit wollte ich gern Verzicht thun! –« 80

So klagte der betrogne junge Mann, und dem armen Goldlöckchen ging es nicht besser. Von Schmeicheley betäubt, hatte sie Anfangs ihr Herz und alles was ihm theuer war, vergessen. Doch endlich machte dieses seine Rechte doppelt wieder geltend; aber unglücklicher Weise, grade in der Zeit, wo Krauskopf sich auf die Bücher geworfen hatte.

Tief mit sich selbst beschäftigt, schien er sie kaum zu bemerken, und wenn dies ja der Fall war, sogar zu vermeiden.

Dies glaubte wenigstens einer von Goldlöckchens eifrigsten Anbetern gewahr zu werden, und ermangelte nicht, sich um so mehr zu nähern, je weiter Krauskopf sich entfernte. 81

»Ach er konnte, bey aller Innigkeit, doch nicht seine Liebe auf diese hinreissende Art mir äussern! – »Er kam *wohl* meinen Wünschen zuvor; aber so fein ahnete er sie nicht – Und würde er die Anlagen in mir entdeckt haben? welche durch Lamor, zu so angenehmen Fertigkeiten entwickelt werden?« –

So dachte GoldlÖckchen, und fand es alle Tage bequemer, so zu denken. Bald fing sie an, die Verbindung mit Krauskopf, für ein bloßes Kinderspiel zu halten, und überließ sich ganz der schrecklichen Leidenschaft, die Herz, Verstand und Sinnlichkeit, mit den gefährlichsten Banden umstricket.

82 Natürlich bekam auch hier jene Leidenschaft die Farbe des Charakters. Sie wurde durch die hohe Unschuld des tief empfindenden Mädchens so sehr veredelt; daß sie den feinen Wüstling Lamor, in wenig Monden, völlig umgeschaffen zu haben schien.

Er selbst fühlte sich geneigt es zu glauben. So vollkommen und wohlthätig war die Täuschung. Aber um so mehr bemühten sich nun seine Freunde, ihn eines bessern zu belehren.

Sie erinnerten ihn: es sey eines Mannes unwürdig, einem so durchdachten, und bewährten Systeme wie dem seinigen, untreu zu werden. GoldlÖckchen sey nichts mehr und nichts weniger als eine Sterbliche, und würde es ohne Zweifel sehr langweilig finden, immer fort wie eine Göttin behandelt zu werden.

»Und welche Schande! – riefen sie einstimmig – der erfahrenste aller Ritter! so gänzlich überwunden!!« –

83 »Überwunden! – antwortete Lamor – Oho da mögtet Ihr Euch irren! – Meint Ihr, die schnellsten Siege wären die angenehmsten? – Wie? wenn ich um meines eignen Vergnügens willen so lange gewartet hätte? – Nicht wahr? das konnte Eure Weisheit nicht ahnen? –

Mit diesen Worten eilte er in Argante's Zimmer und hoffte GoldlÖckchen dort zu finden. Aber die Fee hatte sie den ganzen Tag nicht gesehen, und war selbst wegen ihres Aussenbleibens besorgt. Nun eilte Lamor noch schneller wieder davon, um sie aufzusuchen.

Aber indem er durch das Vorzimmer fliegt, wird sein Auge durch einen weißen Schimmer aus der Ecke desselben angezogen. Es ist GoldlÖckchen! Ausgestreckt liegt sie da auf dem Boden! ohne Bewußtseyn, bleich wie eine Leiche.

84 Auf Lamor's durchdringendes Geschrey stürzt alles hervor. Was mag ihr begegnet seyn? – Niemand kann Auskunft geben. Seit einer Stunde, da man sie ankommen sah, ist kein Mensch in dem Zimmer gewesen.

»Schon vor einer Stunde?« – wiederholte Lamor betroffen – Grade zu dieser Zeit, war das ziemlich laute Gespräch über GoldlÖckchen, ganz in der Nähe vorgefallen, und er vermuthete sehr richtig: sie möge einen Theil davon gehört haben.

Gleichwohl war diese Vermuthung zu unangenehm, als daß er sich nicht mit irgend einer andern Ursach ihres Übelbefindens geschmeichelt haben sollte. Aber da Goldlößchen, nach vielen angewandten Bemühungen, sich endlich erhohlte, sagte ihr erster Blick, noch mehr, als er gefürchtet hatte.

Mit Abscheu wandte sie sich von ihm ab, umklammerte Arganto mit ihren schönen Armen, und verbarg das Engelgesicht an den Busen der Verrätherinn.

Schon lange hatte die tückische Frau sich an der Trennung der beyden Geliebten ergötzt. Sie war es, die Lamors Freunde vereinigt hatte, seine Eitelkeit zu reizen; um, wie sie sich ausdrückte; der langweiligen Intrigue ein Ende, und die kleine Dorfschöne etwas genießbarer zu machen.

Das unglückliche Mädchen bat sie jetzt die Umstehenden zu entfernen, und schüttete nun, da sie allein waren, ihr tief gekränktes Herz vor ihr aus.

»Ach Gott! – rief sie – ich glaubte mich geliebt, und der schreckliche Mann dachte nur auf List und Betrug!« –

»List und Betrug! – wiederholte Arganto – liebes Kind! wozu nun dieses tragische Wesen! diese harten Benennungen! – Ein Mann, in der großen Welt gebildet, behandelt Sie mit Feinheit – nun ist er gleich: ein *listiger Betrüger!* – Wann werden Sie doch einmal anfangen, die Dinge im milderen Lichte zu betrachten, und diesen romanhaften Ernst abzulegen, der Ihnen eben so wenig steht, wie eine Kontusche von Anno sechszig.« –

»Wer sollte geglaubt haben – fuhr sie fort, da Goldlößchen durch ein Paar naïve Antworten ihren Zorn gereizt hatte – Euer kleinlicher Dorfglaube würde so tiefe Wurzel schlagen! – Bey meinem Leben! hätte ich es gewußt, Ihr solltet mir schön in Eurer Wüsteney geblieben seyn!« –

»Nur Undank, nur Schande hat man von Euch! – Ein liebenswürdiger Mann bewirbt sich um die Prinzessin. Aber seine Liebe ist nicht nach ihrem Geschmacke. Dazu müßte sie mit lauter Necktar, und Ambrosia, ja wohl gar, mit bloßer Luft genährt werden!« – –

»Der sehr vernünftige Mann hat natürlicher Weise, einen ganz anderen Plan. Nun spielt man gleich die Romanheldin, wirft sich auf die Erde, bekömmt Ohnmachten, und dergleichen. Während der *Pastor fido* sich ganz und gar nicht um sie bekümmert, alle Leute die ihn poussiren wollen brusquirt und jetzt für gut findet, zu den Rebellen überzugehen. Ohne Zweifel weil ihm danach gelüstet, einen Kopf kürzer zu werden.« –

»Was? – rief Goldlößchen – Krauskopf ist fort? –

»Nun? bekommen wir nicht abermals eine Scene? – Jetzt wird es wohl an ein Haarausraufen, Vergiften und Erstechen gehen? – Aber ich will sehr bitten sich zu mäßigen, und mich mit allen Larmoyanten zu verschonen. Folgen Sie meinem Rathe und legen Sie sich zu Bette.«

88 Mit diesen Worten wandte sie Goldlöckchen den Rücken, und das unglückliche Mädchen stürzte verzweiflungsvoll aus dem Zimmer. Lamor wollte sie zurückhalten; aber sie achtete nicht auf ihn, und suchte eilenden Laufs ihre Wohnung zu erreichen. Schnell holte sie nun, aus einem entlegenen Zimmer, die Kleidung ihres vorigen Standes herbey und preßte sie mit schmerzhaftem Lächeln über den blühenden Körper.

Aber der volle Busen zersprengte das kindische Mieder, und die schön gerundeten Hüften hoben das enge Röckchen bis an die reizende Wade. Mit Angst bemerkte es das liebe Mädchen, und suchte erröthend die Fehler wieder gut zu machen. Die seidenen Haare über der blendenden Stirne in einen Kranz gewunden, ein Körbchen am Arme, ein braunes Dornenstöckchen in der Hand, so fragte nun Goldlöckchen bald hie bald da auf der Landstraße: »Sagt mir doch, wohin geht der Weg zu den Rebellen?«

89 »Zu den Rebellen?« – Niemand wollte davon wissen. Halb mißtrauisch, halb gerührt, gab man ihr ein Stückchen Brodt, ein Glas Wasser, hie und da einige Früchte, und lies sie mit Kopfschütteln wieder gehen.

Sechs Tage und sechs Nächte war sie nun umher geirrt. Ihre Füße bluteten, und die schönen Augen, von Thränen geschwollen, blickten trostlos in die Ferne. So an einem Baum gelehnt, wollte sie die erschöpfte Natur zu einer neuen Anstrengung zwingen; als sie unwillkührlich auf den Rasen sank und in wenig Minuten entschlummerte.

90 Ihr Geliebter, den ein wohlthätiger Traum jetzt vor ihre Phantasie führte, war indessen, mit Ruhm überhäuft, vom Schlachtfelde zurückgekehrt. Aber er hatte den Tod gesucht, brauchte jetzt Liebe das Leben zu tragen; und fand nur übelversteckten Neid und hinterlistige Schmeicheley. Da erwachte die Sehnsucht nach dem glücklichen Eilande und mit ihr die erste unzerstörbare Liebe.

»Fort! hin zu Ihr! Wie war es möglich! wie konnte er sie verlassen! – Aber sie liebte ihn nicht mehr – Ach eine kurze Verirrung! gewiß nur eine Verirrung! – O Gott! wäre etwas mehr daraus geworden; er allein trüge die Schuld« –

»Darum – rief er – keinen Augenblick gesäumt! Wer sie auch hält, ich entreisse sie ihm! – Es liebt sie Niemand wie ich! Sie ist mein Eigenthum, und ich wage mein Leben daran!«

Dies Selbstgespräch war noch nicht geendigt; als er sich schon in einem dicken Walde, weit von den Thoren der Stadt befand. Es war derselbe Weg, den er aus Argantos Land kommend gegangen war; gleichwohl dünkte ihn alles verändert. Mit brennender Sehnsucht, das Ende des Waldes zu erreichen, fühlte er sich unwillkürlich zurückgezogen, und befand sich immer auf Nebenwegen, wodurch er gewöhnlich nur mehr vom Ausgange entfernt wurde.

91

Doch endlich hatte er ihn erreicht, und wollte nun der geheimen Empfindung spottend, sich schnell von dem Walde entfernen; als er plötzlich aus der Mitte desselben eine klagende Stimme zu hören glaubte.

»Ach! – rief er, froh sich selbst zu verstehen – es sind Menschen die meiner Hülfe bedürfen! Wohl mir, daß ich gewafnet bin!«

In der That er war mit Helm und Schwerdt davon gegangen, und eilte nun mit hastigen Schritten, den Ort woher die Stimme gekommen war, aufzusuchen.

92

Aber schon hatte er sich nach allen Seiten gewandt, ohne irgend etwas entdecken zu können; als er mit einem Male ein ländlich gekleidetes Mädchen vor sich hin eilen sah. Wunderbar zog es ihn hin, ihr zu folgen; aber sie ging so schnell, so leicht, kaum vermochte er sie zu erreichen.

»Liebes Mädchen! – rief er nun – warte doch ein wenig! Hast du nichts von den Menschen, die dort klagten gehört?« –

Schon bey den ersten Worten hatte sich das Mädchen furchtsam umgesehen, und war, da sie einen Mann mit Helm und Schwerdt erblickte, nur desto schneller geeilt. Aber der Mann holte sie ein. Jetzt sah sie grade in sein schwarzes, brennendes Auge, und sank mit einem lauten Rufe des freudigen Erstaunens in seine Arme.

93

Sie hatten sich gefunden die beyden liebenden Seelen und fühlten! daß es unmöglich seyn würde sie jemals wieder zu trennen.

Hoch über den blinkenden Helm hob er auf beyden Armen das reizende Mädchen, und schwur: daß er sich diese beste Gabe des Himmels trotz allen Widersachern erhalten wolle.

»Aber wie kamst Du hier her? – Wann erkanntest Du mich? – Wo bist Du die ganze Zeit über gewesen?« – So durchkreuzten sich nun die Fragen, und es wurde Nacht, ehe sie beantwortet waren.

Diese mußte man in dem Walde zubringen. Der junge Held sammelte dörres Laub seiner Einzigen ein Lager zu bereiten, legte sie dann behutsam darauf nieder, und entschlummerte nun zu ihren Füßen.

94 So erblickte sie Soline, die Beschützerin ihrer Jugend. Seitdem ihr die unglücklichen Kinder entführt wurden; hatte sie keine Bewohner mehr für die glückliche Insel gesucht; so, daß diese nun gänzlich entvölkert war. Sie gab es auf Menschen glücklich zu machen, und war unsichtbar nur bemüht, das allgemeine Elend zu mildern.

Aber jetzt sah sie die Lieblinge wieder! – Im höchsten Schmucke der Jugend. Dem Urbilde der unentweihten Menschheit ähnlich. –

»Sie sind mir erhalten! – rief sie in Geistertönen – Ich sehe es, sie sind meiner Liebe noch würdig!« –

»Hörtest du die Musik? – fragte Goldlößchen.

»Nein; aber mir war so wohl, als schlief ich auf der glücklichen Insel. Ach Goldlößchen! weißt Du noch, wie man dort erwachte? –

95 »Ja wohl! O Gott! könnten wir sie wiederfinden!« –

»Muth! Muth! meine Einzige – rief er, und drückte sie fest an sein Herz – was wir *wollen* werden wir *können*. Laß uns aufbrechen! Kannst du nicht gehen; so trage ich Dich. Trage Dich, bis wir sie finden.«

»Aber wohin sollen wir uns wenden?« – fragte das liebliche Mädchen mit ihrer Flötenstimme.

Dorthin, wo die Sonne aufgeht – antwortete er, und sein Auge strahlte belebend wie sie.

Aber mit einem Male ein hoher Felsen in ihrem Wege! – »Wir werden ihn ersteigen!« – sagte er, und bot ihr die Hand. Ein jäher Abhang! – »Stütze Dich auf mich – rief er abermals – ich leite Dich hinunter.« Doch jetzt waren sie am Ufer des Meeres. Hinten am äußersten Horizonte schimmerte das glückliche Eiland.

96 »Ich kenne es! – rief er – Komm! wir müssen hinüber! Schlinge dich fest um meinen Arm! Hier ist meine Feldbinde, ich befestige Dich damit. Wohlan! Tod, oder Leben! – Soline! wir sind reines Herzens! Hilf uns, wenn Du uns liebst!« –

Bey diesen Worten zieht er das betäubte Mädchen mit sich fort, und stürzt hoch vom Ufer, mitten in die schäumenden Fluthen.

Aber Soline sah die Gefahr ihrer Lieblinge und wehrte den drohenden Wellen. Sanft schwammen sie hinüber, und lagen schon tief in einem erquickenden Schlummer, ehe sie noch zum völligen Bewußtseyn gekommen waren.

Jetzt erwachten sie, und fühlten sich eng mit einander verbunden.

»O Gott! so ist es kein Traum! – rief Goldlöckchen – Du bist es – Hier ist die Binde! Wir sind gerettet. 97

»Gerettet! – und wo sind wir? – O meine Einzige! sieh einmal um dich! – Weißt Du wo wir sind? – Weißt Du es.« –

Statt aller Antwort, schlang sie ihren Arm um seinen Hals und zog ihn mit sich nieder auf die Knie. So, die Blicke gen Himmel gerichtet, wollten sie für die Erhaltung ihres Lebens der Wohlthäterin danken; aber sie verstummten unter Thränen des Entzückens.

Die große, gütige Mutter sah mit Wohlgefallen auf sie nieder; aber sie hörte von nun an auf ihnen sichtbar zu werden. Nur vor Aufgang der Sonne flötete ein himmlischer Ton durch die Wipfel der Bäume: » *liebt Euch, und seid reines Herzens.*« Nachher war der Ton nicht mehr hörbar, und wenn man mehrere Tage den glücklichen Augenblick versäumt hatte, wurden die herrlichen Worte vergessen. 98

Dies ist wahrscheinlich der Fall bey Goldlöckchens Nachkommen gewesen. Nach wenigen Jahren konnte man die glückliche Insel nicht mehr finden; denn sie unterschied sich durch nichts von den übrigen. 99

Paridamia oder die Krebssecheren

Der König *Raimund*, hatte für seine weitläufigen Staaten, keine anderen Erben, als eine einzige wunderschöne Tochter: und konnte sich, ohngeachtet der wiederhohnten Bitten seiner Unterthanen, zu keiner zweiten Heyrath entschließen.

100 »Kinder! – rief er eines Morgens; als ihn das Geschrey der Bittenden genöthigt hatte, im Schlafrock und in Pantoffeln, auf dem Balkon zu erscheinen – Sagt mir nur! was ihr davon habt, mich so vom Morgen bis in den Abend zu quälen?« –

»Ach Herr Majestät! – antwortete ein Bauer aus einer entfernten Provinz, der noch auf dem Schloßhofe zurückblieb, da die Anderen schon mit gesenkten Ohren wieder davon gingen – »ich könnte es Ihm wohl sagen; wenn ich nur dürfte.« –

»Nun laß doch hören!« –

»Ja! sieht Er! Seine Unterthanen haben sich bis jetzt bey der Weiberherrschaft so wohl befunden.« –

»Ich glaube Du faselst! – Seit Jahrhunderten ist ja keine Frau auf dem Throne gewesen!« –

»Ey das ist es ja eben! Wenn die Weiber regieren sollen; muß ein Mann darauf sitzen! –

101 »Dummkopf! – antwortete der König, und schlug die Balkonthür so heftig zu, daß die Gläser darin sprangen. Unter uns gesagt – er war ein ganz guter Mann, der noch immer was man so gemeinlich einen *Landesvater* nennt, vorstellen konnte; aber doch ein wenig jachzornig, und an dergleichen Soliditäten auch nicht gewöhnt. Wer konnte es ihm verdenken: wenn er nun mehr als jemals wider das Heurathen eingenommen, und fest entschlossen war: die Krone niemand anderm, als seiner einzigen Tochter zu überlassen.

Aber wenn sie nun starb – diese geliebte Tochter! Dann folgte ihr der Sohn seines Todtfeindes – Sie wenigstens mußte also heyrathen, und zwar so bald als möglich. –

Freilich eine ganz eigne Sache! – Lag es im Blute; oder war es Vorliebe für die Meinungen ihres Vaters – genug die Prinzessin bezeigte eine noch größere Abneigung als er selbst gegen alles, was dem Heurathen ähnlich sah.

Um das Unglück vollkommen zu machen, mußte grade jetzt ein Schriftsteller berühmt werden, der bei seinen Lesern alles Heurathsgefühl zerstörte, und leider der Prinzessin vollkommensten Beifall erhielt. 102

Er ließ sich ganz eigentlich dafür bezahlen, den Leuten auf die possierlichste Weise etwas vorzujammern. Dem Lächerlichsten wußte er ein weinerliches, und dem Erhabensten ein winziges Bild abzugewinnen. So verglich er – um nur eine Probe des Letzten zu geben – die *Milchstraße* mit einer *Wünschelrute*, und der *Montblanc*, wenn er mit Wolken umhüllt war, hatte bey ihm die *Nachtmütze* aufgesetzt. Bey dem allen war seine komisch-gigantische Sprache so hinreissend: daß besonders die Frauenzimmer, nach einigen durchlesenen Bänden es gar nicht mehr auf der prosaischen Erde aushalten konnten.

Die Prinzessin nun gar ward durch die Schriften des sonderbaren Mannes so eingenommen: daß sie von Stund an, nur in seiner Sprache sich vernehmen ließ. 103

Dies hatte der funfzigjährige Hofmarschall, ein heimlicher, und freylich auch hoffnungsloser Anbeter der Prinzessin, zuerst bemerkt, und war sogleich darauf bedacht, die Redensarten des berühmten Zebra zu memorieren.

Dies gelang ihm auch in kurzen so sehr: daß er die Prinzessin dadurch in das angenehmste Erstaunen versetzte. So sehr ihr seine eckige Figur, sein Faunengesicht und seine Glasaugen mißfielen, so war eine zebraische Antihyperbel hinreichend, das alles vergessend zu machen, und sie zu dem Geständnisse zu zwingen: er sey das einzige Geschöpf, mit welchem sie sich erträglich unterhalten könne.

Eine Ahnung davon wäre für die Hofleute hinreichend gewesen; was mußte nun nicht die Erklärung selbst thun? – Im kurzen war der ganze Hof zebraisirt und die kleine Opposition, welche aus dem Könige, der Oberhofmeisterin und dem Leibarzte bestand, wollte dagegen nicht viel bedeuten. 104

Der Erste, war in der Lessingischen Periode gebildet, und daher zu dem zebraischen Tone schlechterdings verdorben, die Zweite, eine gebohrne Französinn, fühlte sich noch weniger dazu organisirt, und der Leibarzt zu sehr gewohnt, die meisten Dinge, wie Krankheiten zu betrachten, konnte es mit dem Zebraismus auch nicht anders halten.

Aber wie gesagt, das Alles wollte nicht viel bedeuten. Die Prinzessin fand alle Tage mehr Geschmack an den Zebraiaden, der Hofmarschall

105 nahm den Morgen eine ziemliche Dosis Opium, um recht auffallend rasen zu können, und der König wußte sich nicht mehr zu helfen.

Jetzt versicherte nun der Leibarzt: es sey die höchste Zeit eine ernsthafte Kur anzufangen.

»Aber welche Kur! – rief der König.

»Meiner Meinung nach – antwortete der Arzt – fürs Erste, lauter Reinigungsmittel. Sind die Kruditäten dann abgeführt; so kann man die Stärkungsmittel anwenden.«

»Hm! – sagte der König; indem er sich zu der Oberhofmeisterinn wandte – sollte es so arg seyn? – Was meinen Sie dazu Madame?«

Die Oberhofmeisterinn. Ohne im geringsten dem Herrn Leibmedicus widersprechen zu wollen; scheint mir doch die Krankheit der Prinzessin eine eigentliche Seelenkrankheit zu seyn. –

106 *Der Leibarzt.* Richtig! richtig Ihre Gnaden! Aber eine Seelenkrankheit, die ihren Grund im Körper hat, und bey der man also zunächst auf den Körper wirken muß.

Der König. Ach wollte sie nur heurathen! In vier Wochen wäre sie kurirt.

Der Leibarzt. Eine sehr gewagte Sache! – Man hat Beispiele: daß, ohne vorhergegangene Reinigungskur, die Krankheit nach der Ehe gefährlich geworden ist. –

Der König. Nun ja! ich habe auch nichts gegen das Reinigen; wenn sie sich nur dann zum Heyrathen versteht! –

»Wie wäre es? – fiel die Oberhofmeisterinn ein – wenn Ihre Majestät sich entschlössen, einmal das benachbarte Orakel zu befragen? – Es ist nur sechs Meilen von hier, und der Oberpriester, als ein Mann von Geist, und Erfahrung bekannt.«

107 »Ey Madame! – fuhr der König, ein abgesagter Feind aller Orakel und besonders aller Oberpriester, etwas hastig heraus – wenn wir einmal das Orakel befragen; was geht uns der Oberpriester an?« –

Die Oberhofmeisterinn. Verzeihen Ihre Majestät! ein jedes Orakel bedarf einer Auslegung, und da ist der Oberpriester eine sehr witzige Person. –

Der König. Kann seyn! kann seyn! für Leute die Freunde von Oberpriestern sind. – Wenn mir aber ein Orakel zgedacht ist; so muß es ein *verständliches* seyn, und ich mit allen Oberpriestern und dem Ähnlichen verschont werden!

»Was das nun gleich für ein Lärmen ist – sagte die Oberhofmeisterinn; als der König mit hochrothem Gesicht davon gegangen war.

»Ja Ihre Gnaden! – antwortete der Leibarzt, indem er sich mit einem Seitenbücklinge empfahl – Wir wissen es nun einmal! mit Oberpriestern darf man ihm nicht kommen! – 1108

»Ja! ja! – wiederholte die Oberhofmeisterinn, nachdem sie ihn mit einem altfranzösischen Reverenz entlassen hatte – wir wissen es einmal: daß ihr die Oberpriester gern überflüssig machen möchtet, damit ihr auch noch die Seelenkuren bestreiten könntet! – Aber so Gott will! soll der würdige Mann dem ganzen Unwesen ein Ende machen, und ihr werdet mit Euren Reinigungen zu Hause bleiben müssen! –

Bey diesen Worten klingelte sie ihre Kammerfrau, es wurde augenblicklich angespannt, und da grade keine Kour war; so konnte man noch, mit Hülfe der Nacht, den Oberpriester von allem unterrichten.

Der heilige Mann war innigst erfreut, dem Staate, mit seinem geringen Beistande – wie er es aus Bescheidenheit nannte – einmal wieder dienen zu können, und versprach das Äußerste zu versuchen: um einen ordentlichen Orakelspruch zu Stande zu bringen. 1109

Er wußte schon aus Erfahrung: daß der Gott einige Rücksichten auf seine Bitten zu nehmen pflegte, und daß er, aus Freude Ihrer Majestät in den Schooß der Kirche wiederkehren zu sehen, dieses Mal, auch ohne Opfer, ein Übriges thun werde.

Freilich, verstand sonst der Gott, über diesen letzten Punkt, keinen Spas. Man hatte Beispiele: daß er ganze Monden lang heimtückisch – wie man es beinahe in unheiliger Sprache nennen mögte – geschwiegen, und wohl gar, besonders wenn der zum Opfer bestimmte Wein nicht von der besten Sorte gewesen war, mit Blitz und Donner um sich geworfen hatte. 1110

Diese Mittel waren nun freilich etwas stark; aber die Geschichte des Menschengeschlechts lehrt es ja: daß rohe Völker schlechterdings so geleitet werden müssen.

Der Gott kannte sein Publikum sehr genau, und wußte: daß die auf Blitz und Donner verwandten Kosten, ihm reichlich ersetzt werden würden.

Gleichwohl versicherte – wie gesagt – sein heiliger Diener: »daß er es dieses mal mit den Opfern nicht so genau nehmen werde, und daß es hauptsächlich nur auf den Glauben Ihrer Majestät ankomme.«

Die Oberhofmeisterinn dagegen erwiederte mit vielem Eifer: »daß sie auf das gewissenhafteste für die Opfer gesorgt habe, und dies um so mehr, da der Glaube des Königs leider noch auf sehr schwachen Füßen stehe. 1111

Sie wolle sogar rathen, der Herr Oberpriester möge sich anfangs etwas zurückziehen, bis Ihre Majestät hinlänglich vorbereitet seyn würden.

Dem heiligen Manne dieses einzureden hielt nun freylich etwas schwer. Gleichwohl schien es am besten zu seyn, seinen Eifer für das Wohl der Kirche jetzt zu mäßigen, um ihr nachher desto kräftiger dienen zu können. Es ward demnach alles zur Zufriedenheit der Oberhofmeisterinn abgeredet, und sie kam noch früh genug in die Residenz, um dem Lever der Prinzessin beiwohnen zu können.

112 Aber diese hatte noch bis Mitternacht in ihrem Lieblingsschriftsteller gelesen, und war heute, für uneingeweihte Ohren schlechterdings nicht verständlich. Sie sprach von *der betäubenden Vorstecklilie der Erde*, – so nannte der berühmte Zebra den Mond – von dem *zusammengelegten Weiszeuge des Himmels*, und versicherte, die *Mühle der Schöpfung* habe an diesem herrlichen Morgen mit allen *Rädern* und *Strömen* gerauscht.

Die Oberhofmeisterinn sah die Kammerfrauen bedenklich an, und diese zuckten eben so bedenklich die Achseln. Der König kam dazu, und wurde nun freylich überzeugt: daß es Fälle giebt; wo man sogar die Orakel nicht verschmähen muß. Alle Anstalten wurden getroffen, und er machte sich den folgenden Tag in der Staatsequipe auf den Weg.

113 Schon um sechs Uhr des Morgens wurde er von dem Oberpriester auf der Zinne des Tempels erwartet. Der heilige Mann hatte so eben ein halb dutzend frische Eier verschluckt, um dem Orakel die gehörige Klarheit zu geben, und probierte es jetzt aus allen Kräften.

Da er aber den König noch immer nicht gewahr wurde und so eben ein paar Bauerknaben in den Tempel laufen sah, beschloß er wieder hinunter zu steigen. Die lustigen Vögel hatten sich die Nachlässigkeit des Tempeldieners, der heute voller geschäftigen Angst alle Thüren offen lies, zu Nutze gemacht, und wollten nun zum Spas auch einmal das Orakel befragen.

Aber der Gott, oder vielmehr – welches ja einerley ist – *sein Gesalbter*, donnerte sie mit Hülfe der frischen Eier dermaßen nieder: daß sie sinnlos zu Boden stürzten, und sich, zu seiner innigsten Freude, erst nach einer halben Stunde wieder erhohleten.

114 Kaum hatte man sie an die Seite geschafft; als der König erschien und sich mit einigen seiner Vertrauten dem Altar näherte. Er trug dem Gotte in wenigen Worten sein Anliegen vor, und bekam unter sechs Blitzen und sieben Donnerschlägen – der zu dem siebenten Donnerschlage gehörige Blitz wurde in der Eile vergessen – folgende Antwort:

»Die Prinzessin wird sich nur dann in den Stand der heiligen Ehe begeben; wenn sie einen Mann wider ihren Willen lieben wird.«

»Hm! hm! – sagte der König, indem er in den Wagen stieg – Ein wahrer Orakelspruch! – Nun, das soll mich verlangen! – Aber was wollte der Gott mit seinem Donner? – Hat man die Opfer nicht ordentlich besorgt?

»Allerdings! Ihre Majestät – erwiderte der Hofmarschall – Aber nach den Urkunden des königlichen Hauses, haben Dero Vorfahren die Aussprüche des Gottes immer unter Blitz und Donner erhalten. Nur für den Pöbel ist dies ein Zeichen des göttlichen Unwillens; hier war es offenbar der größeren Feierlichkeit wegen.

115

»Ja! Ja! – fiel der Leibarzt ein – Ihre Majestät können nicht glauben; wie viel auf eine vernünftige Exegese ankömmt! – –

»So! So!« – antwortete der König und ging mit bedenklicher Miene in sein Kabinet. Eben so bedenklich schritt der Hofmarschall in das seinige, und wiederholte vor dem Spiegel die Worte: »wider ihren Willen soll sie lieben!«–

»O Gott wenn ich hoffen dürfte! – fuhr er fort, indem er mit Hülfe eines kleineren Spiegels, sein Profil etwas näher in Augenschein nahm – Aber das verdammte Opium hat mich ganz fürchterlich entstellt! – Mit welcher Seelenangst habe ich mich in die Manier des Phantasten hinein gearbeitet! – Welche Nachtwachen haben mich seine Antihyperbeln gekostet! – und nun sollte das alles vergeblich seyn! – Wider ihren Willen soll sie lieben? – Wahrscheinlich einen jungen Leichtfittig, der die ganz entgegengesetzte Manier affichirt! – Ach es wird mich umbringen! den Tod werde ich davon haben!« –

116

Bey diesen Worten wurde die Oberhofmeisterinn gemeldet. Der alte Herr wollte mit einem Fluche antworten, der aber, da er sie schon in die Thür treten sah, sich plötzlich in lebhaftere Freude über ihre Gegenwart verwandelte.

Die gute Dame war zu sehr mit der Freude des Hofes bekannt, um diese nicht gehörig würdigen zu können und eilte daher das Gespräch auf die Hauptsache zu lenken. Natürlich keine Andere als der Orakelspruch. Die Oberhofmeisterinn hatte, ohngeachtet ihres nahen Antheils, nicht von der Parthie seyn können, und wünschte doch nun die näheren Umstände zu erfahren.

117

Alles was ihr der Hofmarschall davon mittheilte, vermehrte zusehends ihre gute Laune, und bewog sie noch denselben Abend zwey Kouriere abzuschicken.

Der Eine nahm seinen Weg grade zu dem Orakel, um einen ächt französischen spirituellen Zettel zu überbringen, worinn der Oberpriester versichert ward: er könne sich in allen *göttlichen* und *weltlichen* Dingen auf seine ergebenste Dienerinn verlassen. Der Andere wandte sich nach Frankreich, um einen der liebenswürdigsten Prinzen damaliger Zeit einzuladen.

118 Freilich, muß man hier das Wort *liebenswürdig* nicht im deutschen Sinne nehmen. Es sieht bekanntlich dem *aimable* der Franzosen so wenig ähnlich wie unsre *Unendlichkeit* der Ihrigen. Da die letztere eigentlich nur im Deutschen *Endlichkeit* bedeutet; so möchte das französische *aimable* auch am richtigsten durch das Gegentheil zu übersetzen seyn. – Warum sich aber, wie man leicht denken kann, unser französische Prinz nicht viel bekümmerte.

Er hatte vor einiger Zeit das Gemälde der Prinzessin gesehen und dabey die Versicherung erhalten: das Original übertreffe bey weitem die Kopie. Neben dieser Ausserordentlichkeit erfuhr er auch noch andere; welche ihm freylich an das Unglaubliche zu gränzen schienen.

119 Es war nähmlich bewiesen; die Prinzessin habe bis jetzt keinen *Leibkutscher*, *Leibpagen* oder *Leibkammerdiener* gehabt. Sie halte keinen *Favorit* hund und keine *Favorit* kammerfrau. Lege kein Roth auf, und habe bis auf diese Stunde noch keine Stahlkur gebraucht.

»Mit einem Worte Monseigneur! – sagte der Mahler der dem Prinzen das Gemälde präsentirte – Ich würde das Bild im nächsten Kloster für eine Madonna verkauft haben; wenn ich einen heiligen Geist hätte darüber setzen wollen.«

»Keinen heiligen Geist! – rief der Prinz – das bitte ich mir aus! – Hier ist Ihr Geld! das Gemälde bleibt hier. Wie viel Meilen, bis zum Originale?«

»Nur hundert und funfzig Monseigneur!

»Gewiß nach Norden? –

»Allerdings! das können Monseigneur schon am Kolorite sehen.« –

120 »Ja Ja! auch ohne dies! – erwiederte der Prinz, – zahlte dem Mahler das Geld, und war jetzt, wie man leicht denken kann, auf den Courier der Oberhofmeisterinn bestmöglichst vorbereitet.

Dieser brachte nun die Sache völlig in Richtigkeit. Es wurden sogleich ein halb dutzend Kammerdiener mehr angenommen, eine Toilette ambulante auf das schleunigste besorgt, und schon in einem Monathe war die Garderobe des Prinzen mit allem versehen, was der neueste und allerneueste Geschmack nur aufbringen konnte.

Unter diesen auserlesenen Kleidungen befand sich auch, der Vollständigkeit wegen, ein ganz modern-antiker Ritteranzug. Grade als ihn der Kammerdiener mit Baumwolle und seidnem Papiere einpacken wollte, ging der Prinz durch die Garderobe, und befahl nun: man solle alles dazugehörige in einem besonderen Koffer verwahren.

»Wenn ich nicht irre – fuhr er fort – so treffen wir auf unserem Wege eine feindliche Festung. Jasmin kann einmal den Helm hereinbringen! Wenn er mir gut steht; so bin ich entschlossen sie einzunehmen.«

121

Der Helm wurde gebracht, und stand so vortreflich; daß der erste Kammerdiener seinen erstaunten Freunden versicherte: es werde in der Festung kein Stein auf dem andern bleiben.«

Aber glücklicher, oder unglücklicher Weise hatte der Prinz eine Menge ganz anderer Abentheuer zu bestehen, und die Festung wurde vergessen. Erst vierzig Meilen weiter erinnerte man sich daran, und faßte, natürlich, nun den sehr passenden Entschluß, die Einnahme auf der Rückkehr zu besorgen.

Dessenohngeachtet kam die Ritterkleidung vortreflich zu statten. Der Prinz konnte für den ersten Kourtag nichts pikanteres wählen, und beschloß nun – wie es sich von selbst versteht – den kleinen Verstoß gegen die nordische Etiquette nicht zu achten.

122

Wer, überdem, konnte etwas dagegen einwenden; wenn er versicherte: ein Ritteranzug sey, nach dem lezten französischen Geschmacke, zur Kour unentbehrlich? – Gesagt! gethan! in zwey Stunden war der Ritter fertig, und trat nun, zum Erstaunen des ganzen Hofes völlig gewapnet in das Prunkgemach.

Der Hofmarschall erblaßte, die Prinzessin erröthete, und der König drückte etwas verlegen die Krone ein wenig tiefer ins Gesicht. Allerdings war der Prinz, obgleich nicht überflüssig blühend, doch noch immer ein Mann der ein Mädchen zum Erröthen, und einen funfzigjährigen Hofmarschall zum Erblassen bringen konnte.

123

Dieses war also völlig in der Ordnung; aber die Verlegenheit des Königs gründete sich wirklich auf etwas ausserordentliches. Er hatte nämlich die ganz unkönigliche Eigenschaft, sich nicht allein für sich selbst, sondern auch für andere Leute zu schämen, und fühlte jetzt das Unschickliche der prinzlichen Kleidung sehr lebhaft.

Aber die Unterhaltung des jungen Ritters zerstreute bald alle Verlegenheit. Der König lächelte, die Prinzessin vergaß alle zebraische Floskeln,

und eine Hofmaschiene nach der andern fing an gleichsam menschenähnlich sich zu bewegen.

124 Mit Schrecken bemerkte dies der Hofmarschall und suchte nun so schnell als möglich durch eine ächt zebraische Redensart dem Unwesen zu steuern. Aber vergeblich! – Er mußte sich, durch die Einfälle des Prinzen, seinen langen, verworrenen Perioden, in so viele kleine Theile zerschneiden lassen: daß er die letzte Antihyperbel gar nicht zusammenbringen konnte. Mit wahrer Seelenangst blickte er nun nach der Prinzessin, und sah zu seiner Vernichtung ein Lächeln auf ihren Rosenlippen schweben; das offenbahr nichts anderem: als der letzten äußerst witzigen Replique des Peinzen, gelten konnte.

In der That es war unmöglich ihm die Gabe einer leichten, und im hohen Grade erheiternden Unterhaltung abzusprechen. Mit der Flüchtigkeit eines Schmetterlings eilte er von einem Gegenstande zum andern.

Nichts approfondirt! war sein Wahlspruch – und man mußte gestehen: daß er und seine Gesellschafter sich wohl dabey befanden.

125 Sogar von der Prinzessin schien dieses zu gelten; aber freilich *schien* es auch nur so. – Zebra mit allen seinen Abgeschmacktheiten, gab ihr zu denken und beleidigte niemals ihr sittliches Gefühl. – Der Prinz mit aller reizenden Leichtigkeit, mit allem verführerischen Witze, lies doch eine äußerst unangenehme Leere in ihr zurück, und konnte trotz allen Warnungen der Oberhofmeisterinn, seinen Lieblingszweideutigkeiten nicht entsagen. Der Triumph dieser guten alten Dame, war also ein wenig zu voreilig gewesen. Die Prinzessin bekam einen Rückfall ärger denn alle vorhergehenden, und schien nun wirklich eines Arztes zu bedürfen.

126 Gleichwohl weigerte sie sich, fortwährend, irgend etwas medicinähnliches zu nehmen, und zwang dadurch den Leibarzt, ihre Kur auf eine Art zu versuchen, wogegen er sich Anfangs sehr lebhaft erklärt hatte. Ohne der Oberhofmeisterinn überflüssig geneigt zu seyn, mußte er sich dennoch gestehen; ihr Einfall mit dem französischen Prinzen sey nicht so übel gewesen.

»Aber – fuhr er fort – sie haben es trotz aller Feinheit zu plump gemacht! –

Der Kontrast war zu groß! – die Franzosen haben es nie zu etwas Höherem als zum *liebenswertig-thierischen* bringen können. Wollen sie sich darüber erheben; so fallen sie in das eckelhaft theatralische. Auch dieser französische Held, ist doch nichts als ein *liebenswertiges Vieh*. (Er war allein, und pflegte sich immer etwas stark auszudrücken) »Was Wunder

daß er unserer über und über ätherischen Prinzessin nicht gefallen konnte.« –

»Halt! mit einem deutschen Prinzen müssen wir es versuchen! – Aber wo finden wir Einen? der nicht entweder von diesem französirenden oder von dem vermaledeyten zebraischen Tone angesteckt wäre.

127

»Immerhin mag er mit den Franzosen bekannt seyn! das wird ihn vor allem Übermenschlichen bewahren. – Aber die Engländer, und ganz besonders die Griechen und Römer muß er mir gelesen haben; damit er nicht früh oder spät in das verdammte Weinerliche verfällt.«

»Ja! ja! muß er! muß er! Ich habe gut beschrieben; wenn er nur erst gefunden wäre! – Aber nicht verzagt! wir wollen das Äußerste versuchen!

Mit diesen Worten eilte er zum Könige. Dieser, schon seit geraumer Zeit, nicht sonderlich von dem französischen Prinzen erbaut, wünschte recht sehnlich ihn gänzliche entbehren zu können, und mußte daher den Vorschlag mit vieler Freude annehmen.

»Ja! – sagte der Arzt – werden mir aber Ihre Majestät Vollmacht geben; den Prinzen zu kapern, wo ich ihn finde? – Es möchte vielleicht nur an einem sehr kleinen Hofe gelingen.« –

128

»Immerhin! wir bedürfen eines gesunden, vernünftigen Mannes. Gleichviel ob er der Sohn eines Kaisers oder eines Königs ist.«

»Ach wir müssen vielleicht noch tiefer hinunter steigen!« –

»Auch das; wenn es nicht anders seyn kann! – Kommen Sie nur bald wieder, damit wir sehen: was wir zu hoffen haben.«

Aber der arme Äskulap konnte, nachdem er schon drey Monathe herumgeirrt war, noch immer das Gesuchte nicht finden. Oft wollte er sich schmeicheln; aber schon nach einem kurzen Aufenthalte rief er wieder »französirt! – zebraisirt! – und mußte dann trostlos seinen Wanderstab weiter setzen.

129

Endlich kam er an die Gränze des kleinen Fürstenthums Iy..... und war schon zweifelhaft: ob er sich die Mühe geben sollte weiter vorzudringen; als das Gespräch zweier Fremden seine ganze Aufmerksamkeit fesselte.

Einige Fragen waren hinreichend ihn zu bestimmen, und sein Postillon erhielt Befehl zu jagen was die Pferde laufen könnten.

Der Vater – rief unser Äskulap voller Freude – über und über französirt! – Die Mutter eine Erzzebraistin und der Sohn ein wohlorganisirter junger Mann, dem beides zum Ekel ist! – Das scheint ja ganz eigentlich für uns zurecht gemacht! – Vor allen Dingen muß ich aber das Gemälde auspacken! das Übrige findet sich dann von selbst.« –

Und in der That es fand sich von selbst. Der Fürst betheuerte in französischer Manier; aber freilich mit einer gräßlichen Aussprache, er finde sich unendlich beglückt, die Fürstinn gab im ächt zebraïschen dasselbe zu verstehen und der Prinz verwandte kein Auge von dem Gemälde.

»Es scheint Ihren Beifall zu haben, – sagte der Arzt, nachdem der Fürst und seine Gemahlin sich entfernt hatten.

»Das konnten Sie erwarten, – antwortete der Prinz – Aber wie ist es möglich, daß grade mir ein Glück zu Theil werde, auf welches so viele Andere Verzicht thun mußten?« –

Diese Frage hatte natürlich eine weitläufige Erklärung des Doctors zur Folge, und der Prinz gab nun – freilich etwas tiefsinnig – Befehl die Abreise zu beschleunigen.

»Ach ich läugne es Ihnen nicht – sagte er zu dem Arzte, der ihn aufheitern wollte – die Genesung der Prinzessin scheint mir an das Unmögliche zu gränzen. Schon ihr Gemälde hat mich so tief gerührt! – Wie wird ihr Anblick auf mich wirken! – Ich kenne mich! Stumm und verwirrt werde ich dastehen. »Ach wenn ich tief empfand; habe ich immer die Worte vergessen! –

»Sonderbar! – rief der Arzt – einem Mann, der dem zehnmahl überlegenen Feind hoffnungsvoll entgegen ging, muß ich jetzt Muth einsprechen – da es auf die Eroberung eines weiblichen Herzens ankömmt! –

»Glauben Sie mir, antwortete der Prinz – das Eine kann sehr wohl mit dem Anderen bestehen. Ich bin leider ein Beweisß davon! – Sie sollen es sehen! ich werde mit meiner schlichten, einsilbigen Manier, dem französischen Prinzen nur zur Folie dienen.« –

Aber dieses Mal hatte der bescheidne junge Mann geirrt. Der französische Prinz, nachdem er schon einen ganzen Monath lang, zu seinem eignen Erstaunen, allen Nebengalanterien entsagt, und sich allein dem Dienste der Prinzessin gewidmet hatte, fing an die ganze Angelegenheit etwas langweilig zu finden.

Zwar suchte die Oberhofmeisterinn ihn auf alle Weise zur Geduld zu ermahnen. Aber eines Morgens, als ihre Andacht kaum zur Hälfte geendigt war, stürzte der Prinz athemlos in ihr Zimmer.

»Nein Madame! – rief er, indem er sich auf das nächste Sopha warf – Das übersteigt alle meine Vorstellung! das ist um den Verstand zu verlieren!«

»Aber mein Gott Monseigneur! was ist denn vorgefallen? –

»Nein Madam! nein es ist alles vergeblich! und wenn ich die Geduld eines Engels hätte! Nein ich sage Ihnen es hilft nichts! Wir müssen die Hofnung aufgeben!« 133

»Aber ich bitte *votre Altesse* wollen die Gnade haben! – Ich zittre – ich kann mich kaum aufrecht erhalten« –

»Nun Madame! – fuhr der Prinz, mit einem heftigen Sprunge vom So-pha, die eine Hand in die Seite, und die andere auf den Tisch gestemmt, fort – so frage ich Sie denn: ob Sie jemals, unter vernünftigen Menschen, etwas von *Krebsscheeren der Erinnerung* gehört haben?« –

»Von *Krebsscheeren der Erinnerung*? – –

»Ja ja! *von Krebsscheeren der Erinnerung*! – Ich fordre Sie auf: mir in einem einzigen französischen Schriftsteller, trotz aller Unnatürlichkeit, und Geziertheit, die man ihnen hier Schuld zu geben beliebt, – ein solches eckelhaft abscheuliches Bild zu finden;« – 134

»Gleichwohl will die Prinzessin, aus Entzücken darüber, den Geist aufgeben. Und jetzt da ich mir die Freiheit nahm, ihrem Lieblinge, dem berühmten Zebra dafür ein wenig die Ruthe zu geben, dachte ich: sie würde mit ihren schönen Augen mich tödten.«

»Der Herr Hofmarschall schienen überdem eine doppelte Dosis Opium genommen zu haben, und wußten ihre eigentlichen Scheeren so furchtbar zu presentiren; daß ich es fürs beste hielt: mich so schnell als möglich zu beurlauben.«

»Jetzt nun erhalte ich von der Prinzessin einen Zettel, worin mir, mit äußerst beleidigenden Ausdrücken, die ganze zebraische Bibliothek abgefordert wird. Genug Madame es ist zum rasend werden! Diese *Krebsscheeren der Erinnerung* geben mir den letzten Stoß! – Jetzt gleich eile ich zum Könige! War ich nicht ein Narr meine Zeit so zu verlieren!« – 135

Mit diesen Worten war der Prinz verschwunden, und die arme Oberhofmeisterinn blieb mit weinenden Augen zurück.

»Ach – rief sie – unser Elend ist aufs Höchste gestiegen! Wer hätte glauben sollen: daß es dahin kommen würde! – *Krebsscheeren der Erinnerung*!! – – Nein er hat Recht! es ist um den Verstand zu verlieren!

Voller Betrübniß fragte nun die gute Dame jedermann der ihr begegnete: ob er etwas von *Krebsscheeren der Erinnerung* gehört habe? – Dieser fragte dann wieder einen Anderen, und so ging es bald wie ein Lauffeuer, erst durch das Schloß, dann durch die ganze Stadt. 136

Daher wußte nun der deutsche Prinz nicht: ob er seinen Augen und Ohren trauen sollte, als er auf jeder Straße Leute fand, die mit Händen

und Füßen entweder für oder wider *die Krebsseeren der Erinnerung* stritten.

Betroffen wandte er sich zu dem Arzte. Dieser aber hielt vor Lachen den kleinen Bauch mit beyden Händen und rief einmal über das Andere:

137 »Habe ichs nicht gesagt Ihre Durchlaucht! die ganze Stadt werde ich noch kuriren müssen? – Mit diesen *Krebsseeren der Erinnerung* muß es aber doch eine ganz eigne Bewandniß haben. – Denn ich wüßte nicht: daß weder die *Stimmgabel der feinsten Moralität*, noch der *lakirte Blumenstock der Ideen*, worin die Prinzessin vor kurzem unbeschreiblich verliebt war, so viel Unheil angerichtet hätten.« – Prepariren Sie sich nur auf eine gute Dosis Geduld! nach allen Umständen zu schliessen, werden Sie sie, mehr als jemals, nöthig haben. –

»Ja und was das schlimmste ist lieber Doktor! man kann diesem Zebra, bey allen auf den Kopf gestellten Hyperbeln, bey allen seinen schwülstig verworrenen Perioden, doch die Genialität, und eine äusserst zarte Gewissenhaftigkeit nicht absprechen.« –

»Ist auch nicht mein Wille Ihre Durchlaucht! Ich nehme mir die Freiheit den *schiefen* Hals Alexanders *schief*, und diejenigen *Narren* zu nennen, die sich das Genicke verdrehen, um wenigstens einen alexanderschen Theil vorzeigen zu können.« –

Während der Arzt diese letzten Worte sprach; tönte ihm ein durchdringendes Geschrey aus dem Schloßthore entgegen.

138 So weit geht unsre Handschrift. Kein Wort mehr über die Ursache des
139 Geschreys, über die Aufnahme des Prinzen, noch über die Genesung der Prinzessin.